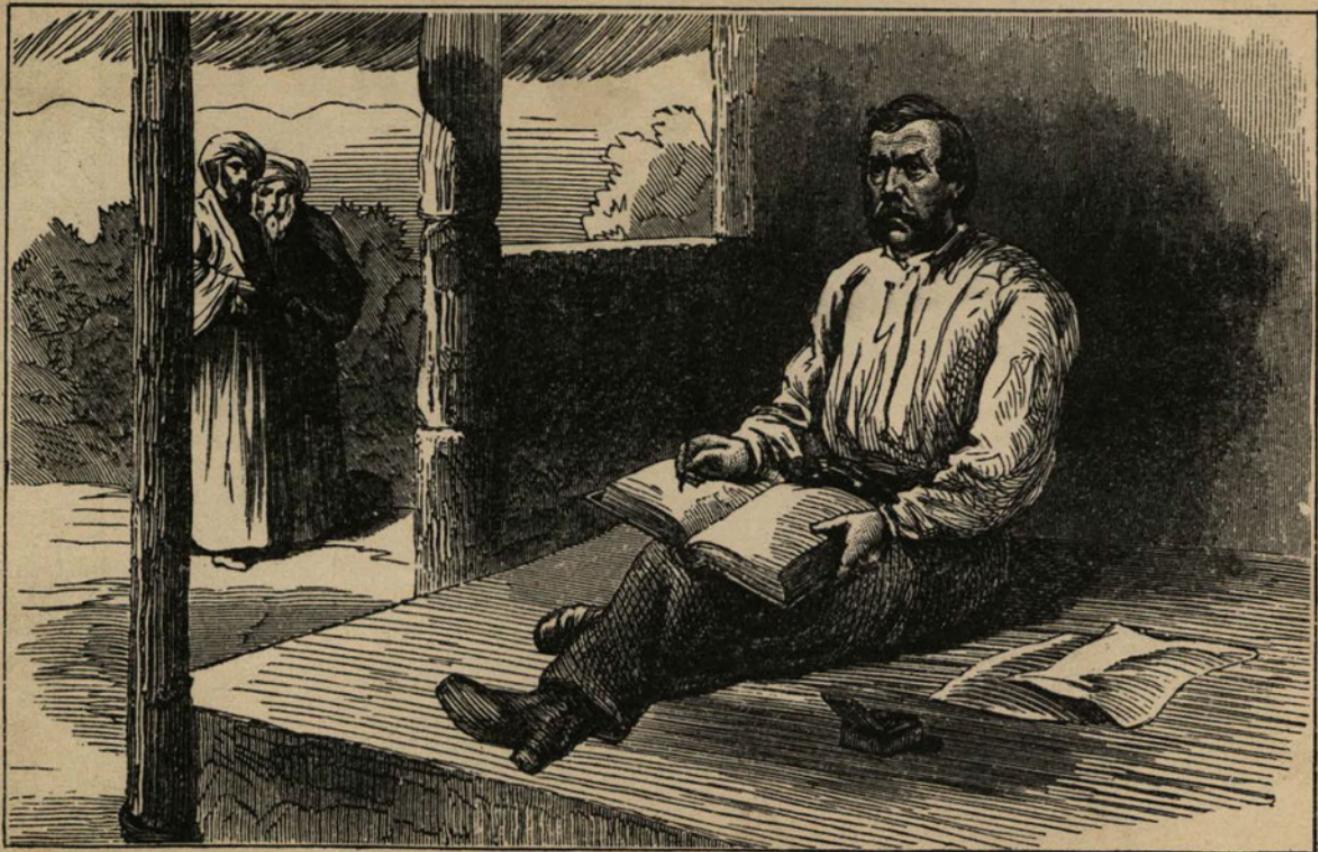


27917



Reisen
und
Abenteuer
5



Livingstone bei der Arbeit an seinem Tagebuch. Nach einer Zeichnung Stanleys. (S. 147.)

Henry M. Stanley

Wie ich Livingstone fand



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168713

Leipzig / F. A. Brockhaus / 1925

Университет Бадена

Dies Büchlein ist ein Auszug aus dem Werke Henry M. Stanley,
„Wie ich Livingstone fand“ (Leipzig, 1. Aufl., 1879).

Städt. Volksbücherei
Neurode

~~361 1533~~



27917

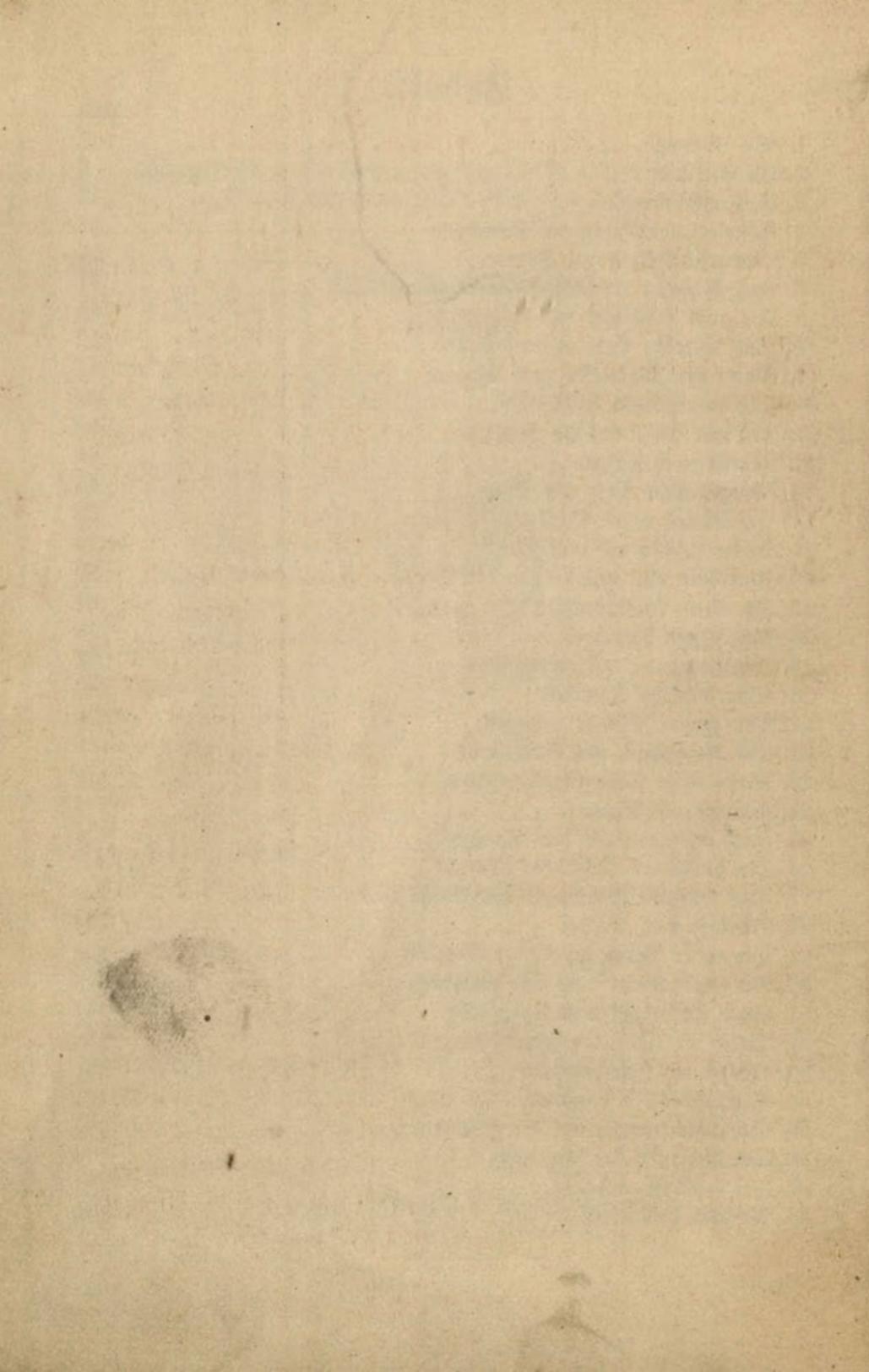
Copyright 1920 by F. A. Brockhaus, Leipzig.

БИБЛИОТЕКА
Коллекционная
Ленинградского
Университета

NH-69721 N-4359399/TMK

Inhalt.

	Seite
1. Ein Auftrag	7
2. In Sansibar	9
3. Reiseausrüstung	13
4. Schwierige Bildung der Karawane	21
5. Der erste Schritt ins Innere	27
6. Das Schicksal der vierten Karawane	31
7. Die erste Nachricht von Livingstone	35
8. Das traurige Ende meines Kochs	42
9. Durch den Makatasee nach Usagara	44
10. Ein aufregendes Erlebnis	50
11. Bei den Sultanen der Wagogo	54
12. Marsch nach Tabora	61
13. Einiges über Land und Leute	65
14. Im Kampf gegen Mirambo	69
15. Lieber sterben als umkehren!	79
16. Vorwärts und hoffe!	82
17. In einem Jagdparadies	87
18. Gefährliche Meuterei	92
19. Jagdabenteuer mit einem Eber	95
20. Eine freudige Nachricht	100
21. Der großen Stunde entgegen	103
22. Die Begegnung mit Livingstone	107
23. Mein erster Tag mit Livingstone	112
24. Livingstones Pläne	116
25. Zum erstenmal auf dem Tanganika	121
26. Ein drohender nächtlicher Überfall	127
27. Das enthüllte Geheimnis des Rufiji	129
28. Rückkehr nach Ujijidi	134
29. Die reiche Natur im Tanganikagebiet	138
30. Die Wanjamwesti und ihre Nachbarn	143
31. Letzte Fahrt auf dem Tanganika	147
32. Durch die Urwälder heimwärts	153
33. Wieder im Jagdparadies	159
34. Abschied von Livingstone	164
35. Drohende Kämpfe auf der Heimreise	169
36. Die Schrecken der Regenzeit	172
37. Der letzte Marsch	177
38. Abschied von Afrika	180



1. Ein Auftrag.

Man schrieb den 16. Oktober 1869, als ich — eben von den Kämpfen der spanischen Revolutionäre bei Valencia in Madrid angekommen — um 10 Uhr vormittags ein Telegramm erhielt, das lautete: „Kommen Sie sofort nach Paris wegen wichtiger Geschäfte.“ Der Absender war der Sohn des Besitzers des „New York Herald“, Herr James Gordon Bennett, der das Amt eines Direktors dieser Zeitung bekleidete.

Ein Tageschriftsteller muß wie ein Gladiator in der Arena stets zum Kampf bereit sein, er muß dem Befehl gehorchen, der ihn seinem Verhängnis entgegenschießen kann. Zur Schlacht wie zur Festtafel lautet dieser Befehl immer gleich: „Mache dich fertig und geh!“

Ich packte daher in großer Eile meine Bücher und übrigen Sachen, darunter meine teils nur halb gewaschenen, teils noch nicht getrockneten Anzüge, und verabschiedete mich von meinen Madrider Freunden. Um 3 Uhr nachmittags bestieg ich den Eilzug und langte in der folgenden Nacht in Paris an, wo ich alsbald im Grand Hotel Herrn Bennett begrüßte.

Seine erste Frage an mich war, ob ich glaube, daß Livingstone noch am Leben sei, und wo er sich aufhalte. Dr. Livingstone, der große Freund der schwarzen Menschheit, der auf fünf Reisen für die Enthüllung der Geheimnisse des dunklen Weltteils mehr getan hat als die meisten seiner Vorgänger, war seit ein paar Jahren im Innern Afrikas verschollen, und von den arabischen Kaufleuten war das Gerücht seines Todes verbreitet worden. Als ich Bennett erklärte, ich könnte seine Frage nicht beantworten, sagte er:

„Ich glaube, Livingstone ist am Leben, und man kann ihn finden, und ich will Sie ausschicken, um ihn aufzusuchen.“

Und nachdenklich fügte er hinzu:

„Vielleicht ist der alte Mann in Not. Nehmen Sie genug mit sich, um ihm beizustehen. Natürlich werden Sie nach eigenem Plan handeln und tun, was Sie für das Beste halten, aber — finden Sie Livingstone!“

Berwundert über den kaltblütigen Befehl, mit dem man einen Menschen nach Zentralafrika schickte, um einen Mann aufzusuchen, den ich wie die meisten für tot hielt, fragte ich Herrn Bennett, ob er sich auch die Höhe der Kosten dieser Reise überlegt habe. Burtons und Spekes Reisen dorthin hätten 3—5000 Pfund Sterling gekostet, und diese Reise könne man nicht unter 2500 Pfund machen.

„Gut,“ erwiderte Bennett, „da will ich Ihnen sagen, was zu tun. Erheben Sie zunächst 1000 Pfund, und wenn Sie diese verbraucht haben, trassieren Sie wieder über 1000 Pfund, und wenn diese verausgabt sind, abermals 1000 Pfund, und wenn Sie damit zu Rande sind, noch 1000 Pfund usw., aber — finden Sie Livingstone!“

Ich antwortete ihm: „Dann habe ich weiter nichts zu sagen. — Meinen Sie, daß ich direkt nach Afrika gehen soll, um Dr. Livingstone aufzusuchen?“

„Nein; ich wünsche, daß Sie sich zunächst zur Einweihung des Suezkanals begeben und dann den Nil hinaufgehen. Ich höre, daß Sir Samuel Baker gerade unterwegs nach Oberägypten ist; suchen Sie alles über seine Expedition zu erfahren, was Sie können, und wenn Sie den Nil hinaufgehen, beschreiben Sie möglichst genau alles, was für Touristen von Interesse ist. Dann können Sie auch nach Jerusalem gehen, Kapitän Warren soll dort eben einige interessante Entdeckungen machen. Besuchen Sie darauf Konstantinopel und berichten Sie über die zwischen dem Rhedive und dem Sultan herrschenden Schwierigkeiten. Dann können

Sie ja wohl auch die Krim und die alten Schlachtfelder dort besuchen. Gehen Sie durch den Kaukasus ans Kaspische Meer, dort sollen die Russen eine Expedition gegen Chiwa ausrüsten. Von da können Sie durch Persien nach Indien gehen und uns einen interessanten Bericht aus Persepolis schreiben. Bagdad liegt dicht an Ihrem Wege nach Indien; wie wäre es, wenn Sie dorthin gingen und uns etwas über die Euphrattal-Eisenbahn berichteten? Dann, wenn Sie in Indien gewesen sind, können Sie sich nach Livingstone umschauen. Vermuthlich werden Sie bis dahin gehört haben, daß er sich auf dem Rückweg nach Sansibar befindet; wenn nicht, so gehen Sie ins Innere und suchen Sie ihn dort. Wenn er am Leben ist, versuchen Sie es, von ihm soviel Nachrichten als möglich über seine Entdeckungen zu erlangen, und wenn er tot ist, bringen Sie alle möglichen Beweise für seinen Tod mit. Das ist alles. Gute Nacht und Gott befohlen!“

Die von Herrn Bennett gewünschten Reisen, die ich alsbald unternahm, führten mich durch viele Länder. Ich unterlasse hier ihre nähere Beschreibung, weil dieses Buch sich bloß auf die Reise bezieht, auf der ich Livingstone suchte, zu welchem Zweck ich mich zu Anfang des Jahres 1871 nach Sansibar begab. Unterwegs nahm ich für die Afrikaexpedition den Steuermann William Lawrence Farquhar, einen Schotten und ausgezeichneten Schiffer, in meine Dienste, sowie Selim, einen arabischen Christenknaben aus Jerusalem, den ich zum Dolmetscher bestimmte.

2. In Sansibar.

Am 26. Januar 1871 traf ich in Sansibar ein. Ich weiß nicht, warum ich mir diese Insel stets als ein Stückchen einer vom Meer umgebenen Sahara vorgestellt habe, bewohnt von gorillaähnlichen Schwarzen. Es wirkte daher sehr belebend auf meine Stimmung, bei der Einfahrt

in den Hafen ein in Grün getauchtes Eiland zu erblicken. Östlich des von vielen Dauen, den arabischen Zweimastern, befahrenen Hafens erhob sich aus dem Grün eine dicke Masse weißer Häuser mit flachen Dächern: dies war Sansibar, die Hauptstadt der Insel, die alle charakteristischen Merkmale der arabischen Baukunst zeigt. Über einigen Häusern flatterten Fahnen, die sich als das blutrote Banner des Sultans Senid Bargasch und die Flaggen der amerikanischen, englischen, norddeutschen und französischen Konsulate erwiesen.

Beim amerikanischen Konsul, Kapitän Francis R. Webb, wurde ich mit freigebiger Gastfreundschaft aufgenommen und hatte bald Gelegenheit, die Stadt Sansibar näher kennen zu lernen — das Bagdad oder Stambul, wie man will, von Ostafrika. Wie Bagdad große Seidenbasare hat, so ist Sansibar angefüllt mit Elfenbeinmagazinen; Bagdad handelt mit Juwelen, Sansibar mit Kopalgummi; Stambul pflegte tscherkessische und georgische Sklaven einzuführen; Sansibar ist der Einfuhrplatz der schwarzen Schönen aus allen möglichen afrikanischen Ländern.

Ein Rundgang durch die Stadt bringt eine so verwirrende Fülle von Eindrücken, daß ich am Abend Mühe hatte, das Arabische vom Afrikanischen, dies vom Hindostanischen und dieses endlich vom Europäischen zu scheiden. An den reinlichen, von krummen Gassen gebildeten Stadtteil schließt sich ein Viertel, das ich Handels- oder Banienviertel nennen will, wo rotbeturbante Baniener vor ihren Waren saßen: Baumwollstoffen, Elefantenzähnen, Steingutwaren und anderen. Das Negerviertel, der Bezirk der meist schwachend und rauchend vor ihren elenden Hütten sitzenden gelben und schwarzen Bevölkerung, roch sehr übel und war sehr schmutzig. In den eleganteren Straßenzügen der Stadt hielten vor den Türen sitzende Sklaven Wacht.

Obgleich der Araber hier seit Jahrtausenden Handel treibt und, wie überall, seinen Lebensgewohnheiten treu

bleibt, sind Stadt und Land nur halb arabisch geworden und haben zur Hälfte ihr afrikanisches Aussehen beibehalten. Der interessanteste Typus ist der Masataraber, der sich zumeist mit Reisen nach Zentralafrika befaßt, von wo er das kostbare Elfenbein bringt. Er macht den Eindruck von Selbstvertrauen und Selbstgenügsamkeit. Eine große Verachtung hege ich gegen die verseuchten, triefäugigen, blaßhäutigen Mischlinge der Afrikaner und Araber. Sie kriechen vor den großen Arabern und sind grausam gegen die Unglücklichen, die unter ihr Joch kommen; Feigheit, Entartung, Treulosigkeit und Gemeinheit sind ihre charakteristischen Merkmale. Der aus Indien gekommene Baniane ist das Ideal eines schlauen, geldverdienenden Menschen; er übertrifft den Juden, und gegen ihn ist der Araber ein Kind. Sein einziger Nebenbuhler auf dem Markt ist der Perser. Auf den Handel von Zentralafrika übt der Baniane den größten Einfluß aus, nicht zuletzt dadurch, daß er den geldbedürftigen Handelsbessenen zu dem Wucherzinsfuß von 60 oder 70 Prozent das nötige Betriebskapital vorschießt. Der Baniane weiß dabei stets sicher, daß er nichts verliert, denn Güter im Werte von beispielsweise 5000 Dollar pflegen in Unjanjembe schon 10000, in Ubdjidi gar 15000 Dollar wert zu sein.

Zur Gruppe der höheren und mittleren Klassen, vor denen sich die Mischlinge und Neger beugen, gehören als dritte noch die mohammedanischen Hindu, meist gewissenlose Schurken und mindestens ebenso gerissene Kaufleute wie die dem Brahmanismus anhängenden Banianen.

Nach diesem sind das bedeutendste Element, das zur gemischten Bevölkerung dieser Insel beiträgt, die Neger. Sie bestehen aus den eingeborenen Wasuaheli, Somali, Romoranern, Wanjamwesi und einer Anzahl von Vertretern der Stämme von Innerafrika. Ein Spaziergang durch die Negerquartiere der Wanjamwesi und Wasuaheli ist höchst interessant; denn hier lernt man erst zugeben, daß die Neger

Menschen sind wie unsereins, daß sie Leidenschaften und Vorurtheile, Geschmacksrichtungen und Empfindungen haben wie die andern Menschen. Je eher man diese Tatsache einsieht und sich nach ihr richtet, um so leichter wird einem die Reise unter den verschiedenen Stämmen des Innern werden.

Die Neger der Insel bilden wohl zwei Drittel der ganzen Bevölkerung; sie sind die arbeitenden Klassen, ob sie Sklaven oder Freie sind. Die Sklaven verrichten die Arbeit auf den Plantagen, Landgütern und in den Gärten der Gutsbesitzer oder dienen als Hamale, als Lastträger, auf dem Lande sowie in der Stadt. Ihre Charakteranlage ist friedlich und heiter, und stets pflegen sie während der Arbeit Lieder zu singen, deren Melodien uns Europäer freilich sehr eintönig erscheinen.

Die Europäer und Amerikaner in der Stadt Sansibar sind entweder Regierungsbeamte oder unabhängige Kaufleute und Agenten für europäische und amerikanische Handelshäuser. Die meisten Weißen werden unter dem Einfluß des malariaverseuchten Klimas von Sansibar in einigen Jahren zu hypochondrischen und apathischen Menschen.

Das wichtigste Konsulat ist das britische; der Konsul zur Zeit meiner Anwesenheit in Sansibar hieß Dr. John Kirk. Da dieser ein früherer Begleiter von Dr. Livingstone war, war ich sehr begierig, ihn kennen zu lernen und seine Ansicht über das Schicksal des großen Afrikaforschers zu erfahren. Die Gelegenheit dazu bot sich während eines der von Dr. Kirk veranstalteten Gesellschaftsabende.

Dr. Kirk meinte auf meine Frage nach Dr. Livingstone, daß wohl schon seit zwei Jahren niemand etwas Bestimmtes über ihn wisse. „Dennoch glaube ich,“ fuhr er fort, „daß er am Leben sein muß. Wir schicken ihm beständig irgend etwas zu. Ich meine wirklich, daß der alte Mann jetzt nach Hause kommen sollte. Er wird alt und wenn er stirbt, so wird die Welt nichts von seinen Entdeckungen haben. Er

bringt seine Beobachtungen nur sehr selten zu Papier und macht nur ein Zeichen oder einen Punkt auf eine Karte, was niemand außer ihm verstehen kann.“

„Wie ist er im Umgang?“, fragte ich den Konsul.

„Nun, ich glaube, daß es im ganzen sehr schwer ist, mit ihm zu verkehren. Er kennt den Wert seiner Entdeckungen besser als irgendein anderer. Er ist nicht gerade ein Engel,“ sagte Dr. Kirk lachend.

„Nun, gesetzt, ich begegnete ihm auf meinen Reisen; wie würde er sich gegen mich verhalten?“

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, so glaube ich nicht, daß er es sehr gern sehen würde. Brächte Livingstone in Erfahrung, daß Burton oder Grant oder sonst wer ihn aufsuche, so würde er es bald so einrichten, daß 150 Kilometer Sumpf sich zwischen ihnen befänden, — auf mein Wort!“

Brauche ich wohl zu sagen, daß diese Kunde von einem Herrn, der mit Dr. Livingstone genau bekannt war, mehr dazu beitrug, den Enthusiasmus für meine Sache zu dämpfen als ihn zu beleben? Aber ich rief mir den hündigen Befehl Bennetts ins Gedächtnis: „Finden Sie Livingstone!“ und ich ließ mich durch die Erklärungen des Dr. Kirk nicht irremachen. Übrigens wußte er nichts davon, daß meine Reise der Suche nach Livingstone galt, sondern er nahm an, ich stände im Begriff, den Rufidjifluß bis an seine Quellen zu verfolgen.

3. Reiseausrüstung.

Ich kannte das Innere Afrikas nicht und wußte daher um so weniger, wessen eine Expedition dorthin bedürfe, als von den damaligen Afrikaforschern Burton, Speke oder Grant keiner in seinen Berichten hierüber Mitteilungen gemacht hatte. Auch die Europäer in Sansibar vermochten mir keine Auskunft zu geben, und doch war es für das Gelingen meines Unternehmens von entscheidender Bedeutung,

wieviel Geld, wieviel Bagasi oder Lastträger, Soldaten, Tuch, Perlen, Draht ich für die verschiedenen Stämme mitnahm. Diese Ungewißheit hat mich sogar nachts während mancher schlaflosen Stunde gequält.

Schließlich erkannte ich es als das beste, einen der kürzlich aus dem Innern eingetroffenen arabischen Elfenbeinhändler um Rat zu fragen. Hierzu verhalf mir der angesehene Scheich Hachid, der mir in kurzer Zeit mehr zuverlässige Angaben machte, als ein monatelanges Studium in Büchern mir hätte geben können.

Meine Berater erklärten, daß eine Expedition von 100 Menschen mit 10 Doti (1 Doti ist etwa $3\frac{3}{4}$ Meter) Tuch täglich als Tauschmittel für ihre Nahrung auskomme. Nach diesem Maßstabe waren also für zwei Jahre 4000 Doti (15 000 Meter) amerikanische Leinwand, 2000 Doti (7500 Meter) Kaniki (ein blaues, in Indien gewebtes Zeug) und 1300 Doti (4900 Meter) verschiedene farbige Zeuge nötig.

Die zweite wichtige Frage war: wieviel und welche Sorten Glasperlen, die in Afrika die Rolle der Kupfermünzen spielen, sind mitzunehmen? Perlen sollten unter einigen Stämmen des Innern die Stelle des Zeuges als Tauschmittel einnehmen. Der eine Stamm zieht weiße Perlen den schwarzen, ein anderer braune den gelben, andere rote den grünen vor. So nimmt man in Unjamwesi rote Perlen (Sami-Sami) mit Freuden, während man alle andern zurückweist. Schwarze Perlen (Bubu) sind Geld in Ugogo, bei allen andern Stämmen aber nichts wert; die Eierperlen (Sungomassi) gelten in Udjidji und Uguha, werden aber in allen andern Ländern nicht angenommen. Die weißen Perlen (Merikani) haben Geltung in Ufipa und einigen Teilen von Usagara und Ugogo, werden aber in Ufeguha und Ukonongo nicht geachtet. Daher mußte ich genau den Aufenthalt meiner Expedition in den verschiedenen Ländern erforschen und berechnen, damit ich genug von jeder Gattung

hatte und doch einen zu großen Überschuß vermied. Nach umständlichen Berechnungen ergab sich mir, daß elf verschiedene Sorten Perlen in einer Menge von 50 Rheten oder 5 Fundo (1 Fundo sind 10 Halsbänder) auf den Tag, für zwei Jahre berechnet, genügen würden. Dementsprechend standen alsbald 22 Säcke voll Perlen transportbereit in Kapitän Webbs Wohnung.

Nicht weniger wichtig war die Frage des Einkaufs von Draht, der in den Ländern jenseits des Tanganika als Geld gilt. Meine arabischen Ratgeber empfahlen mir 10 Fragileh oder 162 Kilogramm Messingdraht einzukaufen, was ich auch tat.

Mit den großen Ballen und Paketen an Zeug, Perlen und Draht, die ich bei Konsul Webb aufstapelte, hatte es aber noch lange nicht sein Bewenden. In ermüdendem Feilschen mit Banianen und Arabern mußten noch Lebensmittel, Kochgeräte, Boote, Seile, Zelte, Esel, Sättel, Segeltuch, Handwerkszeug, Munition, Flinten, Arzneimittel, Geschenke für die Häuptlinge, kurz, tausenderlei eingekauft werden.

Nachdem ich 22 Esel erstanden und besondere Padsättel eigener Erfindung meinen weißen Diener Farquhar hatte verfertigen lassen, schritt ich zur Anwerbung einer zuverlässigen Mannschaft für die Reise. Zunächst nahm ich den freilich unter etwas verdächtigen Umständen entlassenen dritten Steuermann des amerikanischen Schiffes „Nevada“, John William Shaw, in meine Dienste, der sich vorzüglich auf die Herstellung der verschiedensten Dinge aus Segeltuch verstand. Sein Jahresgehalt sollte 300 Dollars betragen, und er wurde von mir als zweiter im Rang nach Farquhar bestimmt. Die eigentliche Truppe von 20 Mann suchte ich möglichst aus Spekes ehemaligen „Getreuen“ zusammenzustellen, weil es mir wichtig schien, Leute um mich zu haben, die mit den Sitten der Weißen vertraut waren.

Unter freundschaftlicher Vermittlung des Dolmetschers Djohari vom amerikanischen Konsulat gelang es mir, in kürzester Frist fünf „Getreue“ ausfindig zu machen. Ich nahm sie für einen Lohn von 40 Dollar im Jahr an, und zwar: Uledi, den einstigen Diener des Kapitäns Grant, ferner Ulimengo, Baruti, Ambari, Mabruti, die alle ihre Bereitwilligkeit erklärten, mit dem „Bruder von Spele“



Meine weißen Begleiter Farquhar und Shaw.

zu reisen. Besonders fahndete ich aber auf Sidy Mbarat Momban, gewöhnlich Bomban genannt, der als der „Getreueste der Getreuen“ galt und sich unter Burton, Spele und Grant bewährt hatte. Es glückte mir, seinen Aufenthaltsort in Pemba, einer Insel nördlich von Sansibar, festzustellen und ihn zu mir kommen zu lassen. Es war ein schlanker Mann von 50 Jahren mit hoher Stirn und einer häßlichen Lücke in der oberen Zahnreihe, dem bleibenden

Andenken an eine ihm einst von Speke in Uganda verad-
folgte wohlverdiente Züchtigung. Trotzdem war ich von ihm
auf den ersten Eindruck hin sehr eingenommen und bestimmte
ihn zum Hauptmann über meine nach Udjidji gehenden Sol-
daten. Als Jahresgehalt bot ich ihm 80 Dollar, davon
die Hälfte im voraus zahlbar, und entsprechende Bewaff-
nung. Bombay war mit allem einverstanden und versprach,



Bombay und Mabrufi.

ein Muster von einem Diener und ein gutes Beispiel für die
Soldaten abzugeben. In meinem Auftrag nahm Bombay
noch 18 freie Männer als Askari (Soldaten) an, stattliche
Burschen, die hauptsächlich aus Uhijau, manche auch aus
Unjamwesi, Useguha und Ugindo stammten und je 36 Dollar
Jahreslohn nebst Waffen erhielten.

In der Erwägung, daß mir die Möglichkeit, unter Um-
ständen den Wasserweg zu wählen, von Wert sein könnte,

kaufte ich mir für 80 und 40 Dollar zwei Boote, von denen das eine bequem zwanzig, das andere sechs Mann nebst Vorräten faßte. Zur Erleichterung des Transports beschloß ich aber, bloß das Gerippe der Boote mitzunehmen und als Ersatz für die Bretter einen Überzug aus geteertem Segeltuch herzustellen. Die Arbeit, die Boote auseinanderzunehmen und die Gerippe für die Pagaßi zusammenzupacken, fiel mir zu und beschäftigte mich fünf volle Tage. Den Segeltuchüberzug stellte Shaw mit vorzüglicher Genauigkeit her. Ferner ließ ich, zur Erleichterung des Transportes der vielen Lasten, besondere Karren für die Esel bauen, deren jeder vier Lastträger zu ersetzen imstande war. Die spätern Ereignisse werden beweisen, wie diese Karren sich bewährten.

In Europa und im Orient, ja selbst in Arabien und Turkestan sind die Arten des Reisens ganz ausgezeichnet im Vergleich mit denen in Afrika. Überall nimmt man in jenen Ländern bares Geld, wodurch ein Reisender in den Stand gesetzt wird, die Mittel zu seinem Unterhalt bei sich zu tragen. Ost- und Mittelafrika dagegen verlangt ein Halsband statt eines Cent, zwei Meter amerikanischer Leinwand statt eines halben Dollar, und ein Armband von bidem Messingdraht statt eines Goldstücks. Daher ist es eine besonders schwere Arbeit, in Afrika eine Expedition in Bewegung zu setzen. War der Tag vorüber und ich war in der Glühhitze einer unbarmherzigen Sonne von Laden zu Laden geeilt, hatte mich mit viel Ausdauer und Geduld für das Feilschen mit dem dunklen Hindu gerüstet, hatte allen Mut und Wiß zusammengenommen, um den schurkischen Goanesen einzuschüchtern und dem listigen Banianen die Spitze zu bieten; hatte ich den Tag über ganze Bände zusammengesprochen, Abschätzungen verbessert, Rechnungen gemacht, die Ablieferung von gekauften Gegenständen überwacht und sie gemessen und gewogen, um zu sehen, daß sie vollwichtig seien; hatte ich dann endlich die Aufsicht über

Farquhar und Shaw geführt, die Eselsättel, Segel, Zelte, Boote für die Expedition anfertigten: dann fühlte ich wohl, daß Körper und Geist der Ruhe bedurften. So mühte ich mich ohne Unterlaß einen ganzen Monat lang ab.



سید باریش سعید

Seyid Bargasch, Sultan von Sansibar.

Endlich war alles Nötige im Werte von mehreren Tausend Dollar beschafft, und alles war zur Abreise fertig. Es blieb mir nur noch übrig, in Begleitung des amerikanischen Konsuls dem Sultan Seyid Bargasch meine Aufwartung

zu machen. Der Fürst war gegen mich sehr gütig gewesen; er hatte mich mit einem arabischen Pferde beschenkt, mit Einführungsbriefen an seine Agenten und Hauptvertreter im Innern versehen und sich mir in mancher andern Weise wohlgeneigt erwiesen. Mit großer Freundlichkeit empfangen, wurden wir vom Sultan mit Kaffee, Kokosmilch und prächtigem süßem Scherbet in goldenen Tassen bewirtet. Die



Arabische Dauen.

Unterhaltung bestand in der Hauptsache aus den üblichen gegenseitigen Fragen nach dem Wohlbefinden und ähnlichem. Nachdem der Sultan uns bestes Gelingen der Reise gewünscht, verließen wir seinen Palast mit denselben feierlichen Verbeugungen, mit denen wir gekommen waren, wobei Senid Bargasch uns bis zur Ausgangstür begleitete.

Achtundzwanzig Tage nach meiner Ankunft in Sansibar, am 4. Februar, war die Expedition des New York Herald

vollständig ausgerüstet und organisiert und wurde am Tage darauf in einigen Tauen zur Überfahrt nach Bagamojo eingeschifft. Ich war schon im Begriff, den Befehl zur Abfahrt zu geben, als ich das Fehlen von Farquhar und Shaw bemerkte. Sie wurden nach einigem Suchen in einer Schenke gefunden, wo sie im Trinken von Branntwein anscheinend ihre inzwischen aufgetauchte Furcht vor dem ungewissen Ausgang der Expedition zu betäuben bestrebt waren. Inbessen bedeutete ich auf die von ihnen schüchtern vorgebrachten Bedenken, daß es dazu zu spät sei: „Jetzt sind wir alle an unsere Verträge gebunden und müssen zusammen schwimmen oder untergehen, leben oder sterben. Macht, daß ihr ins Boot kommt, rasch!“

Am 5. Februar kurz vor 12 Uhr ließ ich die amerikanische Flagge am Mast hissen, und wir segelten ab, geleitet von den wärmsten Wünschen meines freundlichen Gastgeber, des Konsuls Webb und seiner lieben Familie.

4. Schwierige Bildung der Karawane.

Die langsamen Dauen brauchten nicht weniger als 10 Stunden bis zu dem nur 40 Kilometer entfernten Bagamojo, dessen Klima weit angenehmer und gesünder ist als das von Sansibar. Die Begrüßung des eintreffenden Msungu (Weißen) durch die am Ufer versammelten Araber, Banianen und Wasuaheli war lebhaft und gipfelte in einem im Chor gebrüllten „Jambo, Bana“ (Wie befinden Sie sich, Herr?), worauf ich meinerseits mit einem „Jambo“ dankte. Eines persönlichen Händedrucks brauchte ich nur Djemadar Esau zu würdigen, den Kommandanten der in Bagamojo stationierten Sansibarier Soldatentruppe. Trotz seiner nicht gerade stattlichen Erscheinung und seines schmählischen Schmutzes genöß er allgemein unbestrittenes Ansehen; seine Dienste waren bei der Ausschiffung der Expedition unentbehrlich.

Sehr freundschaftlich stellten sich von Anfang an die Mitglieder der französischen Missionsgesellschaft der Väter vom Heiligen Geist. Trotzdem lehnte ich die Aufforderung des Superiors Horner, mein Lager in der Missionsanstalt aufzuschlagen, dankend ab, da ich es vorzog, unabhängig zu sein. Das Mittagmahl, das ich als Gast an der Tafel der Patres einnahm, konnte in einem erstklassigen Pariser Hotel nicht wohlschmeckender sein, und die herrlichen dazu gereichten Weine — Cluquot, Lafitte, Larose, Burgunder und Bordeaux — trugen nicht weniger zur Erhöhung der genussreichen Stunden bei. Das gute Leben der Väter hat indessen seine tiefere Berechtigung: ihre Festtafel treibt das Mufunguru, das afrikanische Sumpffieber, von ihrer Tür und mildert den Trübsinn, der jeden beim Dunkel der afrikanischen Nacht mit ihrem fernen Hyänengeheul befällt. Denn es gehört schon etwas mehr als Menschenkraft dazu, um ohne die erheiternde Unterstützung des Weines stets leutselig und höflich unter den trüben Lebensverhältnissen der Eingeborenen zu bleiben. Daß die Missionare übrigens nicht ohne Erfolg ihrer schweren Arbeit nachgehen, beweist die gute Erziehung ihrer mehr als 200 schwarzen Jüglinge, Knaben und Mädchen, die uns nach dem Mittagmahl sogar mit einem gelungenen kleinen Instrumentalkonzert erfreuten.

Mein Lagerplatz befand sich westlich der Stadt in der Nähe der nach Unjanjembe führenden Straße. Gleich in der ersten Nacht verschwanden zwei Esel und eine Rolle Draht, weil meine Leute sich sämtlich zur Ruhe begeben hatten, ohne an das stets herumschleichende Diebesgesindel zu denken. Djemabar Esaus Soldaten, die ich veranlaßte, Nachforschungen anzustellen, fanden schließlich gegen Abend einen Esel außerhalb der Stadt, der gerade Maniokblätter fraß. Das andere Tier aber und die Drahtrolle kamen nicht mehr zum Vorschein.

Die in Bagamojo verbrachte Zeit vom 5. Februar bis

21. März verging in angestrengtester Arbeit, denn es galt nicht nur, die nötigen 140 Bagasi aufzutreiben, sondern auch festzustellen, was uns noch fehlte, was überflüssig und was notwendig war. Im besonderen waren es zwei Gründe, die mich meine ganze Energie darauf verwenden ließen, so rasch als möglich Bagamojo zu verlassen. Erstens wünschte ich Udjibji zu erreichen, ehe die Nachricht zu Livingstone drang, daß ich nach ihm suche. Denn ich stellte mir vor, daß er, seiner Natur getreu, es in diesem Falle versuchen würde, mir auszuweichen, und dann wäre meine ganze Reise vergeblich gewesen. Zweitens würde die Masika, die Regenzeit, bald eintreten, — nach der übertriebenen Schilderung der Leute eine Periode vierzigtägigen ununterbrochenen Regens, der uns an Bagamojo gefesselt hätte. In was sich unter solchen Umständen ein Land verwandelt, dessen Erdboden schon bei gutem Wetter schwarzer Schlamm genannt wird, kann jeder sich selbst ausmalen.

Um zu den erforderlichen Bagasi zu kommen, wandte ich mich an Ali ben Salim, den Bruder des berühmten Said ben Salim, der früher bei Burton, Speke und Grant gewesen war. Leider erwies sich meine Erwartung, den rechten Mann gefunden zu haben, als ganz und gar irrig. Ali ben Salims Kaffee war zwar gut, aber ohne Zucker, seine Versprechungen waren zahlreich, aber ohne Wert. Er stellte mir 140 Bagasi binnen 14 Tagen in sichere Aussicht, rührte aber in Wirklichkeit keinen Finger.

In der Zwischenzeit belehrte mich ein Regenguß über die Notwendigkeit, das nicht wasserdichte Drillischzelt durch ein solches aus Hanfsegestuch zu ersetzen, da alle meine Tuche naß geworden waren. Mehr Mühe als diese Maßnahme verursachte die Neuverpackung aller Tuche, die von dem Kommissionär Djetta, trotz seiner angeblichen Kennerchaft, ungewogen in viel zu schwere Ballen zusammengelegt worden waren. Nach Beendigung dieser umständlichen Arbeit zählte

ich 82 Ballen, die teilweise als Hongo, als Tribut, für die Häuptlinge, teilweise zum Anwerben von Bagasi bestimmt waren.

Unterdessen ging der fünfzehnte Tag vorüber — der Termin, zu dem mir Ali ben Salim die Bagasi versprochen hatte —, aber es zeigte sich keine Spur von ihnen. Schließlich schickte Mabruki zu ihm, um zu erfahren, woran ich sei. Da stellte sich denn heraus, daß Ali ben Salim offenor, trotz der ihm in Aussicht gestellten guten Belohnung, an die Erfüllung meines Auftrages gar nicht gedacht hatte. Der Grund war gekränkte Eitelkeit. Denn als Mabruki ihn zur Rede stellte, sprach Ali so laut zu sich, daß ersterer es hören konnte: „Warum sollte ich diesem Weißen Bagasi verschaffen? Senid Bargasch hat mir keinen Brief geschickt, sondern dem Djemadar. Warum sollte ich mich um ihn bemühen? Möge doch Senid Bargasch mir einen Brief zu diesem Zweck schreiben, und ich will sie ihm in zwei Tagen verschaffen.“

Ich verzichtete nun natürlich auf die Vermittlung Ali ben Salims, aber die vierzehn Tage des vergeblichen Wartens waren unwiederbringlich verloren. In dieser Not erinnerte ich mich des Versprechens, das mir ein angesehener Kaufmann in Sansibar, Tarja Topan, gemacht hatte, daß er mir einen Brief an einen jungen Mann, namens Sur Hadji Ballu, geben wolle, der in Bagamojo am besten imstande sein sollte, Bagasi zu verschaffen. Durch meinen Dolmetscher Selim, den ich zu diesem Zweck nach Sansibar schickte, erhielt ich schon nach drei Tagen den erbetenen Brief, und gleich darauf kam Sur Hadji Ballu zu mir. Er erwies mir manchen guten Dienst, verschaffte mir die notwendigen Bagasi und gab mir den wertvollen Rat, die Expedition in mehreren kleinen Karawanen statt in einer großen zu unternehmen, da eine solche die habgüchtigen Häuptlinge leicht zu Angriffen verleite. Im übrigen aber hat mir Sur Hadji Ballu in den sechs Wochen meiner Geschäftsbeziehungen zu ihm so viel

Mühe gemacht, als alle Schurken von Neuyork zusammen-
genommen dem dortigen Polizeipräsidenten bereiten. Denn
von Ehrlichkeit kannte dieser Jüngling auch nicht die Spur.
Er war ein gewandter Geschäftsmann und ein rascher Redner,
aber die reine Wahrheit war ihm völlig fremd; die Lügen,
die er während seines kurzen Lebens gesagt hatte, schienen
ihm schon den kühnen Blick der schuldlosen Jugend aus den
Augen ausgelöscht zu haben; sie hatten selbst den Schein aller
Wahrhaftigkeit aus den Zügen verbannt, kurz, ihn, ein
Bürschchen von 20 Jahren, zu einem vollendeten Schurken
und Betrüger gemacht. Er suchte mich im kleinen wie im
großen, mit Geld wie mit Waren, zu betrügen. Wenn ich
seine Schurkereien vor seinen Genossen enthüllte, so brachte
das keine Schamröthe auf seine fahlen Wangen, und achsel-
zuckend hörte er zu. Seine Geschäftsauffassung gipfelte darin,
daß ihm gestohlene Waren im Werte von 10 Dollar lieber
waren als 20 Dollar, deren Besitz ihm nach einigen Tagen
zugesichert wurde. Ich brach die Verbindung mit Sur Hadji
Ballu nur deswegen nicht ab, weil ich ohne ihn nicht aus-
kommen konnte und weil ich sicherlich sechs Monate ohne
Bagasi hätte sitzen müssen, wenn er mir nicht zu ihnen verhalf.

Während meines Aufenthalts in Bagamojo besuchte ich
auch die Karawane, die der britische Konsul am 1. No-
vember 1870 zur Hilfeleistung an Livingstone ausgesandt
hatte. Diese Karawane lag noch jetzt, volle hundert Tage
später, an ihrem Ausgangspunkt, unter dem Vorwand,
keine Bagasi finden zu können. Was ihre Begleiter die
ganze Zeit über getan haben, begreife ich nicht. Erst als
eines Tages der britische Konsul Dr. Kirk in Bagamojo
eintraf, um am Ringani Flußpferde zu jagen, ging die
Karawane aus Furcht ins Innere ab, mit nur vier Mann
Begleitung.

Ich hatte meine Expedition in fünf Karawanen geteilt,
die am 18., 21., 25. Februar, 11. und 21. März ins Innere

abgingen. Während der Zeit der Vorbereitungen fand ich, daß es notwendig war, Farquhar und Shaw voneinander zu trennen. Letzterer war ein Mensch ohne eine Spur von Humor und ebenso eitel wie ehrgeizig, was ihm den Verkehr sowohl mit den Weißen als mit den andern Rassen bedeutend erschwerte. Ich übertrug daher Farquhar allein die Führung der dritten Karawane. Unter den von mir in Dienst gestellten Leuten befanden sich zwei Hindu und zwei Leute aus Goa, Djafo, Abdul Kader, Bunder Salaam und Aranselar. Ersteren hatte ich als Zimmermann, den zweiten als Schneider angenommen, während Bunder Salaam zum Koch und Aranselar zum Obermundschenk bestimmt war. Aranselar, der sich Afrika anfangs als elfenbeingepflastertes Dorado vorgestellt haben mochte, aber bald merkte, daß er stark beschäftigt sein werde, suchte sich im letzten Augenblick zu drücken, indem er sich das rechte Auge ausstach. Seine Landsleute schienen mir etwas Ähnliches im Plane zu haben, aber ein gemessener Befehl, nach Vorausbezahlung ihres Soldes keine solche Torheit zu begehen, genügte, um derartige böse Absichten zu hintertreiben.

Die letzte, fünfte, Karawane setzte sich unter meiner persönlichen Führung am 21. März in Marsch.

Wenn ich mir jetzt, nach meiner Rückkehr, das Gelingen der Expedition vergegenwärtige, muß ich gestehen, daß ich, den in 13 Monaten 23 Fieberanfalle heimgesucht haben — mein Leben erstlich der Gnade Gottes verdanke, zweitens der Begeisterung für mein Unternehmen, die mich von Anfang bis zu Ende belebte, drittens dem Umstand, daß ich meine Gesundheit nicht durch Unmäßigkeit oder Ausschweifungen ruiniert habe, viertens der Energie meiner Natur, fünftens einem angeborenen zur Hoffnung geneigten Temperament, das sich nie verstimmen ließ, und schließlich der Maßregel verdanke, daß ich ein geräumiges Segeltuchhaus mitführte, das dicht gegen Wasser und alle Feuchtigkeit war.

5. Der erste Schritt ins Innere.

Unserm lärmenden Aufbruch aus Bagamojo folgten die Blicke vieler Neugieriger. Hamadi, unser Kirangosi oder Führer, ein Wangwana, trug stolz die flatternde amerikanische Flagge voran und kündete mit brüllender Stimme, daß die Karawane eines Msungu vorüberziehe. Die Soldaten sangen; alle waren guten Mutes, und auch mich erfaßte eine gehobene Stimmung und ließ meine Pulse in voller Jugendkraft schlagen. Vergessen waren die zwei schweren Monate der Vorbereitungen, vor mir glänzte die Sonne der Verheißung auf ihrem Wege gen Westen. Um mich war alles lieblich; die lachende Vegetation, das Geschrei der Vögel, das Summen der geschäftigen Insekten, alles schien mir zuzurufen: Endlich bist du auf dem Wege! Gott sei Dank!

Es war in der That ein großer Augenblick. Zählte doch die ganze Expedition am Tage der Abreise 3 Weiße, 23 Soldaten, 4 Überzählige, 4 Hauptleute und 153 Bagasi mit ebensoviele Lasten, 27 Esel und 2 Pferde. Meine eigene Karawane bestand aus 36 Personen, außer mir, der ich als „Bana Mtuba“, als „großer Herr“ der Leiter, Bericht-erstatte, Denker und Führer des Ganzen war.

Ich war mir bewußt, die Expedition in jeder Hinsicht sorgfältig und zweckmäßig vorbereitet zu haben: sollte sie also ihre Aufgabe, recht rasch nach Ujijiji und zurück zu kommen, nicht lösen, so würde das nur an einem Zufall liegen, der außerhalb der Macht des Willens steht.

Die erste oder „kleine Reise“ führte uns fünf Kilometer weit ins Innere. Der Marsch verlief, von einigen kleinen Unfällen abgesehen, verhältnismäßig sehr gut. Auch bot er mir Gelegenheit, wertvolle Beobachtungen über die Brauchbarkeit meiner Leute anzustellen und mich von der

großen Zweckmäßigkeit der von mir erfundenen Sättel zu überzeugen. Wir waren in anderthalb Stunden an unserm ersten Lagerplatz angelangt, in Schamba Gonera oder Goneras Feld, so benannt nach der dort wohnenden wohlhabenden indischen Witwe, die sich mit der Ein- und Ausfuhr von Waren, besonders Elfenbein, befaßt. Der Ort ist im Süden und Osten von Feldern mit Negerhirse umgeben, und im Norden von einer schwarzen Sumpflache begrenzt, an deren tiefsten, mit Wasser gefüllten Stellen das Kiboko, das Flukpferd, sich aufzuhalten liebt. An den Ufern stehen Zwergfächerpalmen und hohes Schilf, wo Pelikane und andere Wasservögel zu hausen pflegen. Nach Westen zu ist das Land ebenfalls bebaut; weiterhin sind die mit Ebenholz-, Brotfrucht- und Mangobäumen bestandenen Wellenlinien des einstigen Seeufers erkennbar.

Unser Aufenthalt in Schamba Gonera währte drei Tage, die mit den letzten Vorbereitungen zur langen Landreise und zu Vorsichtsmaßregeln gegen die bedenklich nahegerückte Masikazeit ausgefüllt wurden. Am frühen Morgen des vierten Tages schallte durch das Lager der Ruf des Kirangosi: „Safari, safari leo, pakia, pakia!“ (Eine Reise, eine Reise heute, macht euch auf den Weg!), und alsbald setzte sich die Karawane in Bewegung, geleitet von einer Menge schaulustiger Eingeborener.

Der Weg, ein Fußpfad, führte über sandigen, aber auffallend fruchtbaren Boden, der selbst die nachlässige Feldarbeit der Schwarzen hundertfältig lohnte. Die dort beschäftigten Männer und Frauen hatten eine Bekleidung, im Vergleich mit der Adams und Evas Feigenblätter eine Staatsgarderobe waren. Manche meiner Leute verschlangen sie mit ihren Blieden; hierüber waren sie aber durchaus nicht beschämt, sondern hielten, im Gegenteil, uns, die Wasungu, in unsern Sommerhüten, Flanelljaden und Reitstiefeln offensichtlich für unnatürliche Wesen. Sie wiesen tichernd mit

den Fingern auf dies und das, was ihnen an uns besonders komisch vorkam.

An die Felder schloß sich ein Wald von Ebenholz- und Brotfruchtbäumen, aus dem sich nachts die Flußpferde vom nahen Ringanifluß ihre Grasnahrung zu holen pflegen. Nach einstündiger Wanderung hatte der Wald ein Ende: wir waren im grasbewachsenen Ringanital, dessen Horizont



Brotfruchtbäume.

ringsum Wälder und baumbestandene Berggipfel begrenzten. Wir begannen die wirklich afrikanische Glut der Sonne zu spüren. Rechts und links huschten rote Antilopen vorbei. Ein sumpfiger Teich, auf dem die Reste einer eilig aus rohen Baumästen gebildeten Notbrücke sichtbar waren, wurde ohne langen Aufenthalt überschritten; Shaw hatte die Oberaufsicht über die Hinüberschaffung der Tiere, die zuvor abgeladen werden mußten. Diese Arbeit bedeutete aber nichts

im Vergleich mit den Schwierigkeiten der Überschreitung der sich den Ringani entlang ziehenden Sumpfgräben dieses Stromes selbst. Obgleich der uns im Wege liegende unmeßbar tiefe schwarze Schlamm kaum $2\frac{1}{2}$ Meter breit war, mußte für die Esel und Pferde eine Brücke gezimmert werden; sie bestand aus sechs über den Graben geworfenen Bäumen, auf die 15 Padsättel, mit einer dicken Grasschicht bedeckt, gelegt wurden. Beim Anblick des tiefen, schlammigen Wassers des eigentlichen Stromes wünschte ich mir Moses Zauberstab. Die Tiere mußten wieder einmal abgeladen und mit Hilfe eines ihnen um den Hals gebundenen Strides zum andern Ufer hinübergezogen werden. Unserer Leute und Güter nahm sich der Fährmann Ringwere an. In seinem ausgehöhlten Baumstamm brachte er sie geschickt über alle Wirbel des durch seine Flußpferde berühmten Stromes. Ich unterhielt mich unterdessen mit dem Versuch, die dicken Schädel der Tiere mit meiner Jagdflinte zu bearbeiten. So trefflicher die Kugeln aber auch ihr Ziel erreichten, taten sie den Flußpferden nicht mehr Schaden als die Schleuder eines Knaben. Erst eine Kugel von 40 Gramm Gewicht war für die Kolosse tödlich. Ihr jammervolles Todesgestöhn bewog mich indessen, diese Tiere in Ruhe zu lassen.

Inzwischen hatte meine Karawane den Ringani passiert. Wir konnten nun ohne besondere Schwierigkeiten den Marsch fortsetzen, da das westliche Ufer viel besser war als das östliche. Die Landschaft bestand in einer ausgedehnten Rasenfläche; stellenweise passierten wir auch Haine junger Ebenholzbäume oder Talsentungen, die mit dichten Dschungeln angefüllt waren. Bei unserer Annäherung flogen Schwärme aller möglichen Vögel voll Schrecken davon, während hin und wieder ein einsamer Pelikan sich flügelschlagend entfernte. Aber auch größere Tiere, Antilopen und Affen mit weißer Brust und langem buschigem Schwanz, fehlten nicht.

Um 5 Uhr nachmittags kamen wir in Kitola an, einer kleinen Ansiedlung im äußersten Nordwesten von Usaramo, nachdem wir unsere Packtiere viermal auf- und abgeladen, eine tiefe Pfütze, eine Schlammquelle und einen Fluß passiert und 17 Kilometer zurückgelegt hatten.

Ich mußte hier einen Tag haltmachen, da der Führer der vierten Karawane, Maganga, mir Schwierigkeiten machte. Seine Leute waren Wanjamwesi, und er suchte, freilich vergeblich, mehr Tuche und Geschenke von mir zu erhalten; das einzige, was ich ihm versprach, war eine Belohnung für die möglichst rasche Ankunft in Unjanjembe.

6. Das Schicksal der vierten Karawane.

Am 27. März morgens setzten wir unsern Marsch durch ein ähnliches Gelände fort wie zwischen dem Ringani und Kitola. Unterwegs versuchte ich einen Pirschgang, fand aber keine Spur von Wild. Nach fünf Stunden waren wir in Kosako, dem Grenzdorf von Uwere; es lag auf einem Hügel inmitten schützender dorniger Akazien. Nachdem wir unser Lager aufgeschlagen und die Tiere auf die Weide getrieben hatten, erschien bald auch der Häuptling, der mir eine Kitanda, eine bequeme viereckige Bettstelle, ins Zelt brachte. Bald nach unserer Ankunft bemerkte ich das Fehlen meines türkischen Hundes Omar; ich hatte ihn eigens zu dem Zweck mitgenommen, um mir unmanierliche, zudringlich-neugierige Menschen fernzuhalten, deren man sich im Innern Afrikas oft genug erwehren muß. Das treue Tier war während eines Regenssturms verlorengegangen: ein Soldat, den ich auf die Suche schickte, hatte ihn schließlich in Kitola wiedergefunden und brachte ihn zurück.

Vor unserer Abreise am nächsten Morgen machte mir von neuem die vierte Karawane zu schaffen, von deren Mannschaft Maganga drei krank meldete. Obgleich ich kein Arzt bin, hatte ich den bei Afrikareisen unentbehrlichen

großen Medizinkisten nicht vergessen. Bei einem Kranken konnte ich das Wechselfieber, das Mutunguru, feststellen, beim andern Lungenentzündung, während der dritte ein venerisches Leiden hatte. Alle drei glaubten ihr Ende nahe, baten um „Daua“, um Medizin, und schämten sich als erwachsene Männer nicht, kläglich „Mama, Mama“ zu schreien. Natürlich konnte die vierte Karawane nicht weiterziehen, ich dagegen setzte meinen Marsch fort.

Außer in der Nachbarschaft der Dörfer, durch die wir bisher gekommen, waren nirgends Spuren von Kultur. Das Land zwischen den verschiedenen Stationen ist eine Wildnis wie die Wüste Sahara, hat aber doch ein viel angenehmeres Aussehen. In der Tat, hätte der erste Mensch zur Zeit der Schöpfung in der Welt die Schönheit gefunden, die diesem Teil Afrikas eigen ist, so hätte er sich nicht zu beklagen gehabt.

Die Sorge um das Schicksal der vierten Karawane und der ihr anvertrauten Güter bewog mich, unterwegs, in der Wildnis, nach einem Marsch von 15 Kilometern, ein Lager aufzuschlagen. An dem von mir gewählten Platz floß eine Quellader, die während der Regenzeit viel Wasser hatte. Während wir hier eine Umzäunung für die auf die Weide getriebenen Tiere herstellten, umgab uns bald eine ungeheure Zahl verschiedenartigster Insekten, die uns anfangs nicht geringe Besorgnisse einflößten. Ich füllte daher die Wartezeit mit der eingehenden Beobachtung der Fliegen aus, besonders um festzustellen, ob sich die *Glossina morsitans*, die Tsetse, unter ihnen befände, vor deren für die Pferde und das Vieh tödlichem Biß Livingstone, Dr. Kirk und andere Kenner warnten. Es stellte sich, nach meiner persönlichen Erfahrung, heraus, daß nicht die von den Eingeborenen „Mabunga“ genannte Fliege von mehr als Bienengröße der Tsetse entspricht, sondern die als „Tschufwa“ bezeichnete. Den größten Schaden richteten die Tschufwafliegen, die

unsere Hausfliege nur um ein Drittel übertreffen, unter den Pferden und Eseln an. Nach der Versicherung der Eingeborenen sind beide Fliegenarten den Menschen und wilden Tieren ungefährlich; für die Pferde und das Vieh aber tödlich. Das ist wohl der Grund, daß die Dorfbewohner hier keinerlei Vieh, höchstens einige Ziegen halten, trotz des vorzüglichen Weidelandes. In der Tat verlor ich am 1. April mein graues Pferd, das Geschenk des Sultans von Sansibar, und fünfzehn Stunden später mein zweites. Die Öffnung der Kadaver förderte Würmer und Geschwüre zutage.

Am zweiten Wartetag ergab ich mich den Freuden der Jagd. Bei der Verfolgung einer Antilopenspur geriet ich in das Innere eines afrikanischen Dschungels. Dieses unbeschreibliche Dickicht setzte mir mit seinen Stacheln, Dornen und der erstikend heißen Atmosphäre so fürchterlich zu, daß ich zerrissen und verwundet zurückkehrte und gelobte, nie wieder ohne Not in die afrikanische Wildnis einzudringen.

Da Maganga sich noch immer nicht zeigte, schickte ich Shaw und Bomban nach ihm. Sie kehrten erst am vierten Morgen zurück, begleitet von der langsam schreitenden vierten Karawane, deren Leute nach Magangas Erklärung zu größeren Anstrengungen noch zu schwach waren. Er bat mich, nach dem 8 Kilometer entfernten Ringaru voranzuziehen und dort auf ihn zu warten, was ich auch that.

Anfangs schien die Landschaft den Charakter eines Hochlandes anzunehmen: wir erblickten im Norden und Nordosten die purpurnen Regel von Udoe, überragt von der etwa 450 Meter über dem Meere liegenden Spitze des Dillima. Aber bald senkte sich das waldige Gelände wieder, und die Lage des Dorfes Ringaru ließ auf Wechsel- und andere Fieber schließen. Ueberdies kam der schreckliche Vorbote der Masikazeit in Strömen herab, der Boden verwandelte sich in zähen Schlamm, und wir hatten Arbeit genug, um unser

Gepäd vor Wetter und Dieben zu sichern. Gegen Abend ließ der Regen nach, und nun kamen auch die Eingeborenen aus den in den Wäldern gelegenen Dörfern mit ihren Verkaufsartikeln zu uns. Ihnen voran erschien der Häuptling des Dorfes mit drei Maß Mtama oder Negerhirse und einhalb Maß Reis, die er mich anzunehmen ersuchte. Aber unter seiner lachenden Maske ließ sich ein äußerst schlaues Wesen erkennen. Ebenso freundlich lächelnd antwortete ich ihm daher: „Der Häuptling von Ringaru nennt mich einen reichen Sultan. Warum kommt er dann nicht mit einem reichen Geschenk zu mir, damit er ein ebenso reiches Gegengeschenk erhalten könne?“ Worauf er mit derselben Freundlichkeit auf seinem runzligen Gesicht erklärte, daß Ringaru arm sei und nicht mehr Mtama bieten könne. Daher sagte ich ihm, daß ich ihm unter solchen Umständen auch nur ein halbes „Schukka“, ein Meter Tuch, geben werde, und wenn er sein kleines Körbchen als ein ordentliches Geschenk ansehe, so bezeichne ich meine Gegengabe ebenfalls als solches. Mit dieser Logik mußte er sich zufriedengeben.

Auch aus dem Umstand, daß ich den Kadaver meines gefallenen Pferdes in seinem Gebiet hatte verscharren lassen, versuchte er ein Geschäft zu machen, indem er dafür 8 Meter Baumwollstoff verlangte. Erst als ich nach längeren fruchtlosen Verhandlungen Miene machte, das Pferd wieder ausgraben zu lassen, nahm der Häuptling Bernunft an und rief: „Nein, nein, Herr! Möge der weiße Mann nicht zornig werden. Das Pferd ist tot und liegt jetzt begraben. Mag es da liegenbleiben und laßt uns wieder gute Freunde sein.“

Inzwischen war weder am 1. April noch an den folgenden zwei Tagen von der stets zurückbleibenden vierten Karawane etwas zu sehen oder zu hören. Zum Überfluß blieb es nicht bei diesem einen Hindernis: die Zahl der Unfälle mehrte sich. Ein Pagasi desertierte, und elf Mann aus meiner Karawane erkrankten, teils an Fieber, teils an Halsent-

zündung, Durchfall und andern Krankheiten. Am fünften Tag endlich zeigte sich Maganga, dessen Leuten es schon bedeutend besser ging. Er machte, abermals vergeblich, einen neuen Versuch, meine Freigebigkeit auf die Probe zu stellen. Als ich ihm erklärte, daß er im Falle seines raschen Eintreffens in Unjanjembe keine Ursache haben werde, sich zu beklagen, versprach er seinen Marsch zu beschleunigen. In der That zog er schon am 5. April ab; ich folgte ihm am nächsten Morgen, nachdem ich die niedergeschlagene Stimmung meiner Leute durch ermunternden Marm mit Hilfe eines Kochlöffels auf einer Blechpfanne erheitert hatte.

Unser Ziel war Imbiki. Auf diesem 20 Kilometer langen Marsch zeigte sich, daß das lange Verweilen in Ringaru meine Leute stark demoralisirt hatte: viele erwiesen sich als körperschwache Nachzügler, und ein Bagasi gar — Chamedi — war mit zwei Ziegen und der ganzen persönlichen Habe seines Freundes Uledi davongelaufen. Dieser Fall erforderte Bestrafung; ich schickte daher Uledi und Feradji auf die Suche nach Chamedi.

7. Die erste Nachricht von Livingstone.

Am 8. April ging es weiter nach Msuwa. Der Marsch dorthin, obgleich nur 16 Kilometer, lebt in meiner Erinnerung als der angreifendste von allen fort, die die Karawane gemacht hat. Er führte in der Hauptsache durch Dschungelbüsch und war eine harte Probe für die junge Liebe, die ich für Afrika gewonnen hatte. Der von den wilden Pflanzen ausströmende Geruch war so furchtbar, daß ich jeden Augenblick plötzliche Fieberausbrüche unter meinen Leuten befürchtete. Im übrigen mußten die Lasten der Esel buchstäblich alle paar Minuten neu aufgeladen werden, denn unser Pfad war nur 30 Zentimeter breit, und keine anderthalb Meter über dem Boden breiteten sich vorspringende Äste und Bündel starrer Zweige aus, die spitz wie Nägel waren. Unter

den ungeheuren Anstrengungen ermatteten Menschen und Tiere, und schließlich kam ich allein mit einem Bagasi und zehn Eseln in Mswa an, — alle andern blieben stundenlang zurück. Wer zuerst vom Reisen behauptet hat, daß es bloß für Narren paradiesisch sei, muß sicherlich durch die Erlebnisse eines solchen Tages zu seinem Ausspruch veranlaßt worden sein.

Der Häuptling in Mswa, außer in der Farbe in jeder Hinsicht ein Weißer, schickte mir das fetteste Schaf seiner Herde und fünf Maß Mtamaforn, was ich entsprechend vergalt. Das Staunen der Eingeborenen über unsere Waffen und Ausrüstung war unbegrenzt. „Wahrlich,“ sagten sie, „die Wasungu sind viel klüger als die Waschenji (der Spitzname für die Eingeborenen). Was für Köpfe haben sie! Was für wunderbare Dinge machen sie! Schaut nur ihre Zelte an, ihre Gewehre, ihre Uhren, ihre Kleider und das kleine rollende Ding (den Karren), das mehr als fünf Menschen befördern kann!“

Der nächste Marsch, den wir am 10. April antraten, führte uns auf gutem Weg nach Risemo, einem vollreichen, mit Pfählen und Dornverhauen gut befestigten Dorf am Ungerengerifluß, dem Hauptzufluß des Ringani. Hier hatten wir Gelegenheit zu beobachten, mit welchen Mitteln die Eingeborenen sich gegen Unglücksfälle schützen zu können glauben. Shaw mußte beim Zeltaufschlagen einen Stein wegrücken. Das versetzte den Dorfhäuptling in größte Erregung, und er rückte den Stein sogleich nachdrücklich an seine alte Stelle. Darauf hat ich ihn, mir zu zeigen, was unter dem Steine eigentlich wäre. Er tat das auch mit großer Liebenswürdigkeit, und meine Neugier wurde durch den Anblick eines geschnittenen Stäbchens befriedigt. Mit diesem war ein Insekt fest an den Boden geheftet, das einem jungen Frauenzimmer eine Frühgeburt verursacht haben sollte.

Am Nachmittag kehrten Uledi und Feradji von ihrer Streife nach Chamebi zurück. Sie hatten ihn samt allen

fehlenden Sachen gefunden, gerade als ein paar Waschen, denen er im Dickicht in die Hände gefallen war, sich anschickten, ihm den Garaus zu machen. Nach Chamedis Einbringung ließ ich acht Bagasi und vier Soldaten als Richter zusammentreten, die über die Bestrafung des Flüchtlings entscheiden sollten. Sie erkannten auf Prügelstrafe vermittels



Vor eines befestigten Dorfes.

der Felspeitsche des „großen Herrn“. Die Züchtigung wurde sogleich unter Chamedis lautem Wehklagen vollzogen.

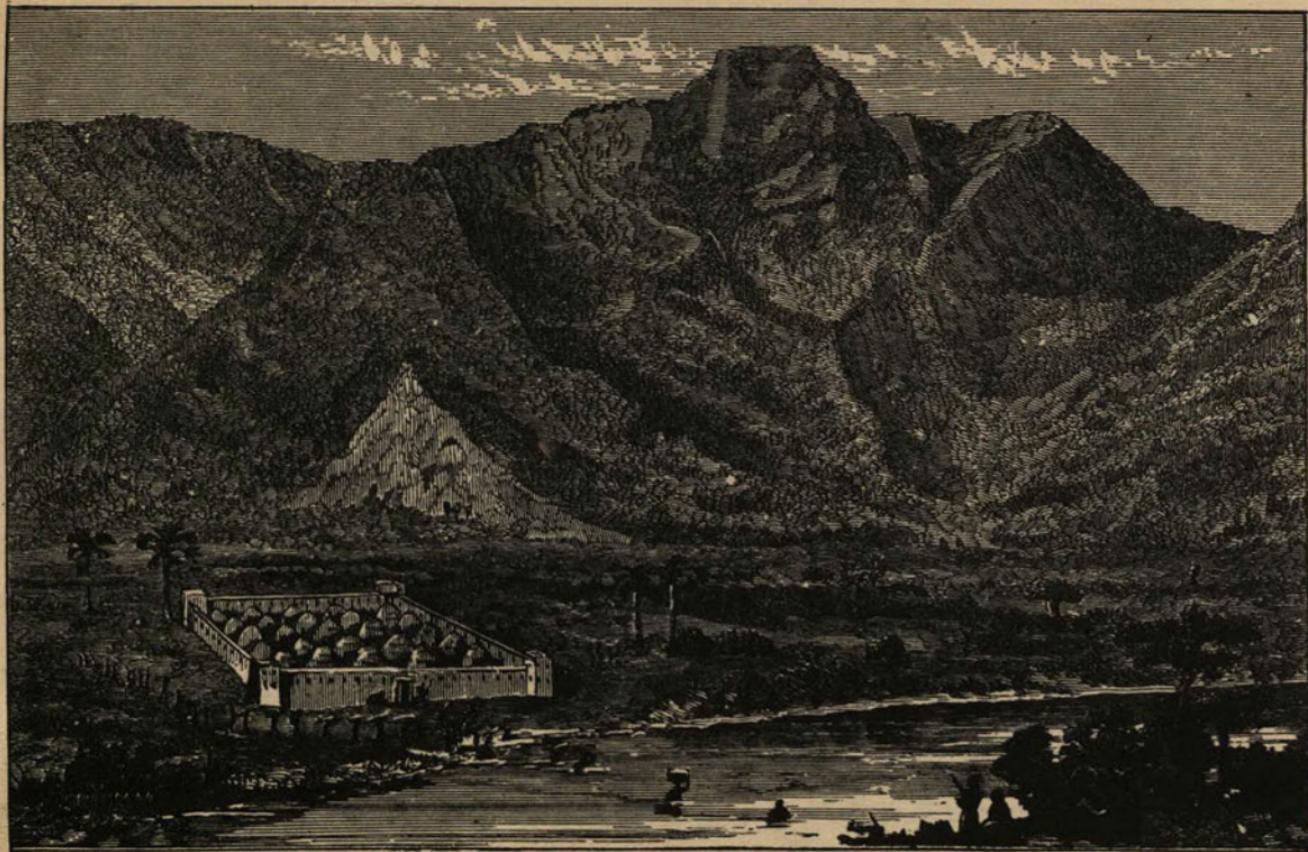
Kurz vor Anbruch der Nacht traf eine kleine Karawane ein, die mir einen Brief des amerikanischen Konsuls in Sansibar und eine Reihe neuer Nummern des „New York Herald“ brachte. Die Schönen von Kisemo lugten neugierig zu meiner Zelttür herein und staunten, als sie mich bei der für sie völlig rätselhaften Beschäftigung des Lesens erblickten. Nicht minder lebhaft empfand ich den Gegensatz zwischen der

Widnis mit ihren in nackter Schönheit wandelnden Kindern und der Beschreibung der Prachtgarderoben der Damenwelt Newyorks beim Empfang des Präsidenten.

Am 12. traf unsere Karawane nach einem prächtigen Marsch auf vortrefflichen Wegen in Mussundi am Ungerengeri-Fluß ein. Dieses hochgelegene Dorf liegt an der Westgrenze von Utwere; auf dem andern Ufer des Ungerengeri beginnt das Gebiet der Wakami. Die Gegend ist herrlich. Blumen aller Art, süßduftende Sträucher; im Hintergrund erhabene, in bläulichem Schimmer liegende Berge. Je mehr man sich dem Ungerengerital nähert, treten üppige Felder von Zuderrohr, Mtama und Mais in den Vordergrund. Am Strom selbst blühte die Banane, und über diese schossen um 20 Meter und höher stattliche Bäume mit ausgedehnten Laubkronen und kerzengraden Stämmen empor.

Am 14. April überschritten wir den leicht passierbaren Ungerengeri-Fluß, um dann etwa zwei Stunden lang einen großen Bergkamm zu ersteigen, was den Eseln das Ziehen der Karren sehr erschwerte. In der Nähe des Bergkammes, etwa 100 Meter tiefer, wurde ein breiter eingetrodener Flußlauf sichtbar, an dem wir unsern Halteplatz für die Nacht aufschlugen. Am nächsten Morgen marschierten wir den Südabhang des Kiraberges hinauf, von wo aus ein herrlicher Blick auf das umliegende Land das Auge erfreut, — ein Land, das vielen Menschen eine neue Heimat bieten könnte, wenn die übrige Welt überbevölkert sein wird.

Die nächste Ansiedlung, Muhalleh, liegt schon in Useguha, dem Gebiet der Waseguha. Sie ist auf der einen Seite von den nebelumhüllten Bergen von Muguru, auf der andern von den Udoe- und Useguhabergen eingeschlossen, was uns nach den langen Märschen in der Ebene eine willkommene Abwechslung war. Hier fand ich Maganga mit drei neuen Kranken vor und — was mir mehr Freude machte — eine Elfenbeinkarawane unter Führung des Salim ben Raschid,



Die Festung Simbamweni am Fuße des Ulugurugebirges.

der mir die ersten Nachrichten über Livingstone brachte. Er war dem großen Forschungsreisenden in Udjidji begegnet, hatte zwei Wochen in einer Hütte neben ihm gewohnt und beschrieb ihn als sehr alt mit langem grauem Bart und Schnurrbart, er sei eben von schwerer Krankheit genesen und noch sehr angegriffen gewesen. Livingstone hatte die Absicht, nach erfolgter völliger Genesung ein Land, das Manjema heißt, über Marungu zu besuchen.

Am nächsten Morgen brachte uns ein zweistündiger Marsch im Seitental des Ungerengeri dicht an Simbamwenni, der Hauptstadt von Useguha, vorüber. Diese 3000 bis 5000 Einwohner zählende, am Fuße des Mugurugebirges gelegene Stadt gewährt mit ihren steinernen Festungsmauern, den vier bastionierten Ecktürmen und ebenso vielen Toren einen so achtunggebietenden Anblick, wie wir ihn in Ostafrika nicht erwartet hatten. Die Festungsmauern sind nach arabisch-persischem Muster errichtet; aber in ganz Persien habe ich nur die ganz großen Städte ebensogut befestigt gefunden. Auch die Tore fallen durch ihre reiche, feine Ornamentierung auf; die Häuser sind im besten afrikanischen Stil gebaut. Die in Simbamwenni herrschende Sultanin ist die älteste Tochter des berühmten Kisabengo, eines wegen seiner Liebhaberei für Menschenraub weithin berühmten kühnen Mannes. Dieser hatte im Laufe der Zeit als Anführer flüchtiger Sklaven von den Wakami einen großen Strich Landes erobert und alsdann die Stadt Simbamwenni — was „der Löwe“ oder „die stärkste Stadt“ bedeutet — gegründet, deren Namen er im Greisenalter selbst annahm. Wohl wegen des Durchzugs meiner andern Karawanen war ich bei den Bewohnern von Simbamwenni in den Ruf eines „großen Mzungu“ von Reichtum und Macht gekommen, was sie veranlaßte, mich anzugaffen. Es befanden sich plötzlich weit über tausend Eingeborene an meinem Weg, die das Zeitwort „anstarren“ in seinen verschiedenen Formen dar-

stellten, das heißt mich hartnädig, unverschämt, schlau, verschmigt, bescheiden oder verstohlen anschauten. Sie folgten mir kilometerweit, unterlagen aber schließlich, zum Glück für meine Gemütsruhe, der heißen Sonne und der bedeutenden Entfernung, die uns noch von unserm Lager trennte.

Wir machten für zwei Tage halt, um unser Gepäd durchzusehen. Es hatte, wie ich fürchtete, durch die Regenzeit gelitten, auf deren Höhe wir uns jetzt befanden. Ob schon mehrfach durchnäßt, war das Gepäd doch im allgemeinen in einem bessern Zustande als erwartet. Die Gewehr-, Munitions- und Teekisten hatten Schaden genommen, durch Shaws Schuld, der die Esel, ohne sie abzuladen, durch brusthohe Wassergräben getrieben hatte. Meine Vorwürfe beantwortete Shaw mit heftigen Erwidierungen und der Ankündigung, meinen Dienst zu verlassen, da mir nichts recht zu machen sei. Er nahm erst wieder Vernunft an, als ich ihm gleichmütig erklärte, daß ich nichts dawider hätte, aber für den ihm vorgeschossenen Lohn sein Gepäd zurückbehalten würde.

Am zweiten Tage stellte ich zum ersten Male fest, daß ich gegen die Einwirkungen des Klimas nicht gefeit war: ich bekam das afrikanische Fieber, das Mukunguru. Drei Tage regelmäßigen Einnehmens großer Mengen von Chinin stellten mich wieder her.

Am dritten Tag erschienen Abgesandte der Sultinin von Simbamwenni, um von uns Tribut zu erheben. Ich bedeutete ihnen, daß es nicht üblich sei, solches zweimal zu tun, da meine Expedition beim Durchzug der Karawane Farquhars schon Songo geleistet habe. Mit diesem Bescheid und einem „Ngema“, „Sehr gut“, zogen die Gesandten Ihrer Hoheit heimwärts. Wie sich die Sultinin ihren Vorteil dennoch zu sichern verstand, wird der Leser aus der Schilderung meiner Leute S. 44 ersehen.

Hiermit schließe ich die Schilderung der Vorkommnisse unseres Durchzuges durch das Küstengebiet. In 29 Tagen

hatten wir auf 14 Märschen 190 Kilometer zurückgelegt, was eine sehr langsame Vorwärtsbewegung war. Die Esel hatten sich trefflich bewährt, aber Magangas lässige Führung der vierten Karawane und die regnerische Jahreszeit sind eine hinreichende Erklärung für unsere geringe Leistung.

8. Das traurige Ende meines Kochs.

Wenn ich an die von Bagamojo bis Simbawenni durchwanderte Strecke zurückdenke, muß ich trotz mancher unangenehmer Erinnerung an Schlamm und Sumpf, Fieber und Dschungeln dennoch sagen, daß diejenige Nation Wohlstand und Glück erringt, die von diesem Gebiet einst Besitz ergreift. Der Bau einer Eisenbahn zwischen den beiden Punkten wäre nicht schwierig, und ein sorgfältiger Schleusenbau würde das Leben hier sehr erträglich machen. Freilich werden die gefährlichen Fliegen die Viehhaltung solange verhindern, als nicht die dichten Wälder und Dschungeln abgeholzt sind.

Unser Wettermarsch konnte, entgegen meiner Absicht, erst nach viertägiger Ruhe wieder aufgenommen werden. Der lange Aufenthalt im Tal des Ungerengeri, der in der Regenzeit zu einem furchtbaren Gewässer anschwillt, ist mir sogar in der Erinnerung abscheulich. Denn der hier seit Jahrzehnten angehäuften von den Lastträgern hinterlassene Schmutz hat unzähliges Ungeziefer angesammelt. Schwarze, weiße und rote Ameisen, Tausendfüßer von jeder Farbe, bössartige Wespen, ungeheure Käfer wimmelten überall umher und verschonten auch mein Zelt nicht.

Als der Regen am 23. April etwas nachließ, beeilten wir uns, an das von stinkendem Schlamm umsäumte Ufer zu waten, eine Brücke über den Fluß zu schlagen und auf ihr den Ungerengeri zu überschreiten. Volle fünf Stunden waren erforderlich, obgleich alle Energie aufgeboten wurde und wütende Schimpfreden, die für eine ganze Armee gereicht hätten, die Arbeit wüzten.

Nun ging es in nördlicher Richtung auf bequemen Wegen vorwärts, durch Dichtungen und jungen Wald, während der Horizont nach Westen und Norden von den blauen Bergen von Usagara begrenzt war. Nach zweistündigem Marsch fanden wir ein aus gutgebauten Hütten bestehendes Lager, von den Eingeborenen Simbo genannt. In Simbo widerfuhr mir das Mißgeschick, daß ich meinen Roß Bunder Salaam verlor. Ich hatte ihn beim fünften Diebstahl meiner Rationen ertappt. Er bekam dafür eine Tracht Prügel; dann ließ ich seinen Esel mitsamt seiner Habe fortführen und ihn als unverbesserlichen Dieb aus dem Lager entfernen. Natürlich lag es mir fern, ihn ganz zu verjagen und der Gefahr auszusetzen, den umwohnenden mordgierigen Waseguha in die Hände zu fallen. Bunder Salaam aber nahm die Sache ernsthaft und stürzte ungeachtet aller Zurufe in die Berge. Daher banden wir den Esel mit den Sachen an einen Baum, überzeugt, daß der Flüchtling bald zurückkehren werde, und setzten unsern Marsch fort.

Der Weg führte uns, mit dem Endziel Reheneko am Fuß der Usagaraberge, in das von Palmen, Zuderrohrfeldern und Bambus bestandene Makatatal, einer Wildnis mit aufgeweichtem Boden, der das Gehen zur Qual machte. Es gab hier viel Wild, Antilopen und Zebras; in der Nacht war das scheußliche Geheul der Hyänen zu hören.

In zehn Stunden waren wir nur 16 Kilometer vorwärtsgekommen, und wir mußten mitten in der Wildnis unser Nachtlager aufschlagen. Hier hatte ich wieder Ärger. Der Bagasi Bomban stellte sich erst um Mitternacht als Nachzügler ein mit der Erklärung, unterwegs seine aus Tuch, Perlen, einem Zelt und Handwerkszeug bestehende Last verloren zu haben, während er einen Karren aus dem Schlamm ziehen half. Wahrscheinlich sei sie von einigen herumlungernenden Eingeborenen gestohlen. Ich war wütend, hielt Bomban seine zahlreichen Nachlässigkeiten und Verluste in

der letzten Zeit vor und erklärte ihn als zum Anführer untauglich und seiner Würde entsezt.

Am nächsten Morgen schickte ich Bombay auf die Suche nach den Sachen und beauftragte drei Soldaten, den noch immer ausbleibenden Bunder Salaam aufzuspüren. Sie kehrten erst nach vier Tagen aufregenden Wartens zurück, als unsere Vorräte schon anfangen knapp zu werden. Nach ihrem umständlichen, mich stark aufregenden Bericht hatten sie zwar den Esel mit den Sachen schließlich in Simbamwenni gefunden, nicht aber den Koch, der wohl von zwei verdächtigen Waschensi ermordet worden sei. Während ihrer Nachforschungen seien sie zur Sultanin geführt worden, die sie, nach einem Verhör, zur Strafe für die angeblich von mir unterlassene Tributzahlung in Ketten gelegt, alle Sachen aber für ihr Eigentum erklärt habe. Erst dem Karawanenführer namens Scheich Tani, den ich in Ringaru getroffen hatte, sei es gelungen, sie zu befreien, nachdem er die Sultanin vor der Gefahr gewarnt habe, die ihr von meiner blutigen Rache drohe.

Ich hörte den Bericht meiner Soldaten mit großem Erstaunen an; es war dies alles so ganz anders, als ich angenommen hatte. Ich hatte geglaubt, der Koch werde aufgefunden werden, und hatte durchaus keine Ahnung davon, daß ihm ein grauses Geschick zugestoßen sein könne. Ich gelobte mir im Geist, nie wieder ein Mitglied meiner Karawane fortzujagen, damit es nicht von solch grausamen Mördern getötet werden könne. Nicht minder lebhaft war aber meine und meiner Leute Entrüstung über das Gebaren der Amazone von Simbamwenni.

9. Durch den Makatafee nach Usagara.

Der Weitermarsch war ungeheuer beschwerlich, zumal Shaw erkrankte und ich allein die Karawane zu führen hatte. Breite Gräben und brusttiefe reißende Bäche mußten wieder-

holt durchschritten werden und ein Marsch von zehn Stunden brachte uns nur 10 Kilometer vorwärts. Geradezu ein Wunder war es, daß bisher keine Fiebererkrankungen eingetreten waren, wozu die Matatawilder mit ihren dunstumhüllten Wäldern und faulenden Bäumen eigentlich die besten Vorbedingungen bot.

In der trockenen Jahreszeit nur 12 Meter breit, bildet der Matatafluß in der Masikazeit einen gewaltigen See, die Ebene dagegen einen riesigen Sumpf von 50 Kilometer Ausdehnung. Der Matata ist der Hauptzufluß des Flusses Wami, der sich zwischen den Häfen Sadani und Windi ins Meer ergießt. Ungefähr 16 Kilometer nordöstlich von der Matatafurt vereinigen sich der große Matata, der kleine Matata, ein namenloses Flößchen und der Fluß Rudewa. Der auf diese Weise entstehende Fluß heißt der Wami; in Usagara ist er als Mufondokua bekannt.

Pitsch-patsch, pitsch-patsch waren die einzigen Töne während des langen Marsches durch die bis zu einem Meter tiefen Sümpfe, die uns in der Gegend des Rudewafusses den Höhepunkt aller Beschwerden brachten. Zu stundenlangen Übergängen über die Ströme während schwerster Regengüsse gefellten sich Fluchtversuche diebischer Soldaten, eingebildete oder wirkliche Erkrankungen unter meinen Leuten und nicht zuletzt das unausstehliche Sichgehenlassen Shaws, der an Mufunguru litt. Ein gutes Mittel gegen die lässigen Schlaffen war, wie mir die Erfahrung bewies, meine Hundepeitsche; sie bekam dem Rücken der den Dienst versagenden Schwächlinge sehr gut und befähigte sie wieder zu einer gesunden Tätigkeit.

Der Platzregen am Tage unseres Überganges über den Matatafluß war der letzte der Masikazeit. Da der erste Regenguß am 23. März und der letzte am 30. April stattfand, hatte sie 39 Tage gedauert. In Bagamojo hatte man mir einen 40tägigen Regen ohne Aufhören voraus-

gesagt, während wir nur 18 Regentage gehabt hatten. Trotzdem waren wir froh, die Masita hinter uns zu haben, denn wir waren es satt, jeden Tag die Lasten zu trodnen, die Werkzeuge und Eisenwaren mit Fett zu schmieren und viele Sachen deutlich faulen zu sehen. Auch hatte ich es in der Folge noch wiederholt zu bedauern, die Reise während der Masitazeit unternommen zu haben. Denn die Tiere starben von jezt an fast täglich zu zweien und dreien, bis nur fünf in elendem Zustand überblieben; ferner wurden die Wangwanasoldaten und die Pagasi von unzähligen Krankheiten heimgesucht, und schließlich war ich selbst durch einen mich an den Rand des Grabes bringenden Ruhranfall gezwungen, mich ins Bett zu legen. Dieser Krankheit erlagen aber schließlich nur zwei Wesen: ein Pagasi und mein Hündchen Omar.

Am 4. Mai endlich erreichten wir das erste Dorf in Usagara, den von etwa 1000 Seelen bewohnten Ort Reheneto. Seine Bergluft und Bäche von reinstem Kristallwasser versprachen uns Gesundheit und Lebensgenuß, und wir machten in dieser Gegend für vier Tage halt. Der Weitermarsch führte uns über Hügel mit herrlichem Ausblick auf das Makatatal durch eine gebirgige Gegend voller Schönheit. Tausende von anmutigen Palmen hoben den Reiz der freundlichen Landschaft, deren Rahmen die mächtigen Bergen von Muguru und Usuapunga bildeten. Es folgte das enge, üppig bestandene Mutondokwatal, dessen Furt leicht zu überschreiten war, worauf wir bei einer Sonnenglut von mehr als 50 Grad Celsius das ebenso kleine wie schmutzige und insektenreiche Dorf Riora erreichten.

Hier fand ich meine dritte Karawane vor, die durch die Erkrankung ihres Führers Farquhar in ihrer Fortbewegung gehemmt war. Als Farquhar meine Stimme hörte, wankte er aus seinem Zelt, das er schon 14 Tage nicht verlassen hatte: wie hatte er sich verändert! Totenbleich, mit auf-



Durch den Makatasee.

gedunsenen Wangen, geschwellenem Hals, elefantenartig didgewordenen Beinen erinnerte er in nichts an den schmutzen Gesellen, der er in Bagamojo war. Der Mann hatte entweder die in Sansibar häufig vorkommende Elephantiasis oder die als Folge von häufigen Ausschweifungen auftretende sogenannte Brightsche Krankheit. Schmerzen behauptete er nirgends zu spüren, aber seine geistige Verfassung hatte ohne Zweifel gelitten, denn er vermochte auf keine meiner Fragen klare Antworten zu geben. Was er getan oder nicht getan, was er an Tuch oder Perlen ausgegeben oder nicht, war in seinem Bericht unentwirrbar durcheinandergeworfen. Bei dem Versuch, Ordnung in seinen chaotischen Wortschwall zu bringen, bemerkte ich, daß ich auf vollständigen Blödsinn stieß. Die einzige Art, diese Schwierigkeit zu überwinden, bestand darin, jeden Zeugballen und jede Last Perlen persönlich zu untersuchen und mit Hilfe meiner Listen festzustellen, was fehlte. Diese Nachprüfung und der Vergleich mit dem Vorratsverbrauch meiner eigenen Karawane ergab eine schlecht hin unentschuld bare Schleuderwirtschaft Farquhars. Für acht Monate mit allem Nötigen versorgt, hatte dieser gefräßige, sorglose, schwachköpfige Weiße in 73 Tagen alles bis auf zwei Tuchballen verbraucht. Außerdem waren neun seiner Esel tot, der letzte dem Berenden nahe, hauptsächlich deswegen, weil Farquhar die Tiere beim Reiten zu Tode plagte. „Man setze einen Bettler auf ein Pferd und er wird zum Teufel reiten“ — ein Sprichwort, dessen Richtigkeit sich hier erwies.

Zunächst blieb nichts anderes übrig, als Farquhars Karawane mit der meinigen zu vereinen und weiterzuziehen, was am 11. Mai geschah. In der Nähe der Ansiedlung Madete überschritten wir den Mufondofova, von dem ich feststellen konnte, daß er einer etwa 65 Kilometer entfernten Berggruppe entspringt. Nach einem weitem Marsch von 11 Kilometer erreichten wir am 14. Mai nach Überwindung



Lager am Igombossee.



einer Höhe von 250 Meter über dem Mukondofua in felsiger, aber wenig großartiger Umgebung den Ugombosee, nach dem Berg genannt, der sich 300 Meter über dem Westende des Gewässers erhebt. Unterwegs hatte ich zwei weitere Esel verloren und mit dem Nachzügler Shaw, den sein kranker Zustand äußerst widerspenstig gemacht hatte, hatte ich verschiedene ärgerliche Auftritte erlebt.

Da ich wieder einmal einen Deserteur — den indischen Küfer Djafo, der mit einem Karabiner durchgegangen war — suchen lassen mußte, hatte ich mehrere Tage Zeit zur genaueren Erforschung des Ugombosees. Gegenwärtig etwa 5 Kilometer lang und 3 Kilometer breit, ist dieser von tiefen Sümpfen umgebene See einst ein mächtiges Gewässer gewesen, wie die Strandlinien und Fossilien in den umgebenden Sandsteinhügeln zeigen. Er erscheint als der Rest einer Wasserfläche, die früher ebenso groß wie der Tanganika war. Zahlreiche Flußpferde vergnügten sich an den Ufern des Sees, aber auch viel anderes Wild: so zum Beispiel Büffel, Zebras, Giraffen, Eber, Klippeschliefer und Antilopen. Die Oberfläche des Sees wimmelte von Wasservögeln aller Art: schwarzen Schwänen, Enten, Ibissen, Kranichen und Pelikanen; in den Lüften schwebten Fischadler und Habichte, im Röhricht gaderten Perlhühner und gurrten Tauben.

10. Ein aufregendes Erlebnis.

Djafo hatte sich wieder eingefunden; er schloß Müdigkeit als Grund seines Verschwindens vor. Ich befahl, ihn in die gefesselte Bande der Deserteure einzuschließen. Mehr Sorgen als dieser Mann machten mir aber Shaw und namentlich Farquhar, der zum Spott der Karawane geworden war und durch seine schaukelnde Reitmethode der Reihe nach sämtliche der wenigen übriggebliebenen Esel zu Tode quälte. Der einzige Ausweg war, den Kranken einem

zuverlässigen Häuptling gegen angemessene Entschädigung zur Pflege bis zu meiner Rückkehr zu übergeben. Farquhar war hiermit einverstanden, und einige Tage später übergab ich ihn samt Djafo als Diener dem freundlichen Häuptling Leucole in einem der Dörfer an dem Gebirge von Mpapua.

Mit Shaw hatte ich auch ein recht merkwürdiges Erlebnis. Eines Morgens hatte ich eine sehr heftige Auseinandersetzung mit dem „kleinen Herrn“ oder „Bana mdogo“, wie ihn die Leute nannten. Ein ihm von mir, seinem Herrn, gebotenes Frühstück nannte er „Hundefraß“ und beschwerte sich sodann mit absichtlich möglichst herausfordernden Ausdrücken darüber, daß er beständig zu Fuß laufen müsse, während Farquhar reite. Um ihm seine Stellung in Erinnerung zu bringen, schlug ich ihn der Länge nach zu Boden, worauf er seine Kündigung aussprach. Ich nahm sie sogleich an und wies die Leute an, ihn 500 Schritt aus dem Lager zu geleiten und samt seinem Gepäc sich selber zu überlassen. Nach einiger Zeit erschien aber Shaw wieder, sah sehr reuig und beschämt aus, entschuldigte sich und bat, in meinen Diensten bleiben zu dürfen. Ich streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Sprechen wir nicht mehr davon, mein Junge. Streit kommt in den besten Familien vor. Da Sie um Entschuldigung bitten, so hat es damit sein Ende.“

Als ich am Abend im Begriff war einzuschlafen, hörte ich einen Schuß; eine Kugel war dicht über meinem Körper durch mein Zelt geflogen. Ich stürzte hinaus und fragte die erschreckten Leute, wer geschossen habe.

Einer sagte: „Der Bana mdogo.“

Ich ging in Shaws Zelt.

„Shaw, haben Sie geschossen?“

Keine Antwort, — er atmete tief und schien zu schlafen.

„Shaw, Shaw, haben Sie den Schuß abgefeuert?“

„Was?“ sagte er, plötzlich aufspringend: „Ich? Ich feuern? Ich habe geschlafen.“

Ich sah seine Flinte bei ihm liegen und steckte meinen kleinen Finger in den Lauf. Die Flinte war warm, mein Finger vom verbrannten Pulver schwarz.

„Was ist das?“ fragte ich, meinen Finger zeigend. „Die Flinte ist warm. Die Leute sagen mir, daß Sie gefeuert haben.“

„Ach ja,“ antwortete er, „jetzt erinnere ich mich. Im Traume sah ich einen Dieb an meiner Tür vorübergehen. Ich habe wirklich geschossen. Nun, was ist denn dabei?“

„Gar nichts,“ sagte ich. „Ich rate Ihnen aber, in Zukunft nicht in mein Zelt zu schießen. Ich könnte doch verletzt werden und in dem Falle würden sich üble Gerüchte verbreiten. Gute Nacht!“

Über diese Geschichte machten wir uns alle unsere Gedanken, aber ich habe niemand ein Wort darüber gesagt, bis ich Livingstone traf. Der Doktor ließ meinem Verdacht Worte, indem er sagte: „Er beabsichtigte, Sie zu ermorden.“

Was für eine plumpe Art zu morden war das aber! Ich kann es mir eigentlich nur dadurch erklären, daß ich annehme, er sei für den Augenblick geisteskrank gewesen.

Am 16. Mai zogen wir über eine Ebene in nordwestlicher Richtung auf das Gebirge von Mpapua zu. Nach einer kurzen Rast in Matamombo, dessen Umgebung reich an Affen, Rhinocerosen, Steinböden und Antilopen ist, langten wir am nächsten Tage nach einem Marsch von 24 Kilometer in Mpapua an. Hier rastete auch Scheich Tani und, vom langen Weg ermüdet, waren wir sehr begierig, die herrlichen Genüsse kennen zu lernen, die Mpapua den aus den fliegengeplagten Ländern der Waseguha und Wadoe kommenden Karawanen bietet. Hierzu ermunterte mich auch Scheich Tani. „Gönnen Sie,“ sagte der Araber, „Ihren ermatteten Tieren Ruhe; sammeln Sie soviel Pagasi als Sie können. Füllen Sie sich voll mit frischer Milch, süßen Kartoffeln, Rindfleisch, Hammelfleisch, Butter, Honig,

Bohnen, Mtama und Nüssen; dann, Inſchallah! wollen wir zuſammen ohne Aufenthalt nach Ugogo gehen!“ Da der Rat vollſtändig mit meinen eigenen Wünſchen und meinem großen Appetit übereinſtimmte, ſo hatte er nicht lange auf meine Zuſtimmung zu warten. Am Ende dieſes ereignisvollen Tages ſchrieb ich in mein Tagebuch: „Gott ſei Dank, nach 57 Tagen, in denen ich von Mtamabrei und zähem Ziegenfleiſch gelebt, habe ich mit Genugthuung ein wirkliches Frühſtück und Mittagessen geſſen!“

Da ich nur noch zehn Eſel übrig hatte, war ich auf Erſatz bedacht, zu dem mir Abdullah ben Naſib, den ich hier antraf, zu verhelfen verſprach. Er tat jedoch in Wirklichkeit nichts und war am nächſten Morgen ohne Abſchied verſchwunden. Daher war ich froh, auch ohne ihn hier zwölf brauchbare Leute als Laſtträger zu finden.

Ich ließ mich durch die herrliche, von Bächen belebte und mit dichten Gruppen von Gummi- und Entomoren-bäumen beſtandene Landſchaft in Verſuchung führen, einen der umliegenden Berge zu beſteigen. Mit einem Blick überſchaute mein Auge Ebene und Berg in einer Ausdehnung von Hunderten von Kilometern vom Ugomboberg ins ferne Ugogo hinaus und von Rubeho und Ugogo bis zu den dunkelpurpurnen Weideländern der wilden, unbezähmbaren Wahuma. Ich erblickte in der Ferne ſowohl Dſchungel wie Wüſtenſtrecken, in der Nähe dagegen ausgebreitete Felder von Negerhirſe und Mais und hie und da ein Dorf. Einen beſonders beglückenden, weil ſo lange entbehrten Anblick aber bot das zahlreiche, am Fuß der Berge von Mpapua weidende Vieh.

Von höchſtem Reiz war die nördlich gelegene dicke Gebirgsgruppe nach Rubeho zu. Hier iſt die Heimat der Winde. Die jähren Abhänge der Berge der Weſtſeite ſauſen ſie, an Stärke zunehmend, hinab, ſie brauſen durch die prärieartige Ebene der Marenga Mtali und durchtoben

Ugogo und Unjamwesi mit Sturmesgewalt. Hier ist auch die Heimat des Taus; hier entspringen klare Quellen, die die Waldtäler schmücken und den bevölkerten Bezirk von Mpapua bereichern. Hier, auf dieser luftigen Höhe, wird jedem wohler zumute und er fühlt sich kräftiger, wenn er die Augen an der mannigfaltigen Landschaft weidet, die sich ihm darbietet.

Nach dreitägigem Verweilen in Mpapua — das übrigens auch seine unangenehmen Seiten hatte in Gestalt entseßlicher Ohrwürmer und beängstigend gefräßiger weißer Ameisen — entschloß ich mich, ohne Aufenthalt nach der Marenga Mtali zu marschieren, bis wir Mwumi in Ugogo erreichten, wo ich die Kunst erlernen sollte, Tribut an die Wagogohäuptlinge zu bezahlen.

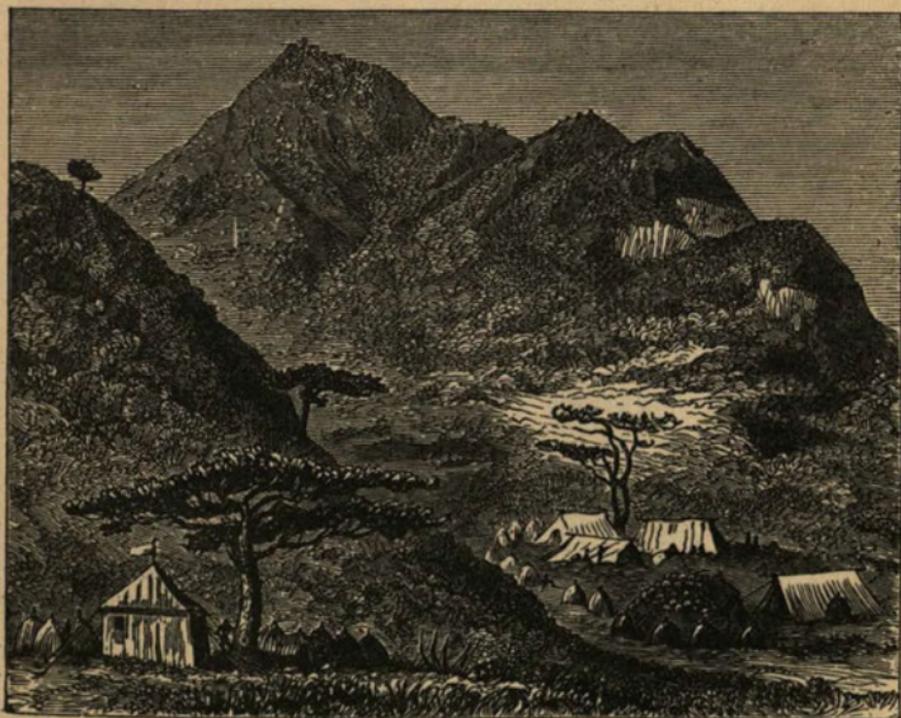
11. Bei den Sultanen der Wagogo.

Einer Verabredung gemäß traf sich am 22. Mai im Dorfe Tschunjo meine Karawane mit denen von Scheich Tani und Scheich Hamed zu gemeinsamem Marsch durch die Ebene Marenga Mtali nach Ugogo. Wir bildeten einen stattlichen Zug von 400 Köpfen.

Marenga Mtali heißt „Bitterwasser“, und sie führt diese Bezeichnung mit Recht. Trotz des widerlichen Geschmades ist das Wasser für die Menschen aber nicht schädlich, den Tieren dagegen verderblich. Ich hatte meine Lasttiere, nichts Böses ahnend, von dem Wasser trinken lassen, und bald fielen fünf von meinen letzten neun Eseln; wie es schien, bewirkte das Wasser Harnverhaltung.

Der Marsch durch die Marenga Mtali, das heißt also von Tschunjo bis Ugogo — 50 Kilometer — gestaltete sich besonders anstrengend, da unterwegs nicht ein Tropfen Wasser zu finden war. Das bedeutete die Notwendigkeit ununterbrochener Bewegung und somit einen 17 Stunden langen Verzicht auf das Trinken, da eine so große Kara-

wane wie die unstrige selten mehr als $2\frac{3}{4}$ Kilometer in der Stunde zurücklegen kann. Für mich war die Reise besonders schwer, denn mich packte ein gefährliches Fieber, das erst in der Nacht wich. Die Wunder von Afrika, die sich bei uns in der Gestalt von Zebras, Giraffen und Antilopen zeigten, hatten für mich keinen Reiz und vermochten es



Lager in Eschunjo.

nicht, meine Aufmerksamkeit von der schweren Erkrankung, die mich befallen hatte, abzulenken.

Um 8 Uhr morgens war die Wildnis der Marenga Mtali überwunden, und wir hatten Ugogo mit seinen Mtama- und Kornfeldern erreicht. Die Halme auf den Feldern standen so hoch, daß die Aussicht sehr begrenzt war. Eine Ausnahme machte nur der Blick auf einige ferne Berge in der Nähe von Mwumi, wo der große Sultan lebt, das Haupt des Stammes, dem wir Tribut zahlen sollten. Ihr

eigentümliches Gepräge erhält die Landschaft von Ugogo durch die in der Ebene zerstreut liegenden Felsblöcke, die bis zu 20 Meter hoch sind, und durch den Affenbrot- oder Baobabbaum. Er gedeiht hier wohl aus zwei Gründen besonders üppig: erstens aus Mangel an geeigneten Beilen, um Bäume von so großem Umfang zu fällen, und zweitens, weil die Frucht des Baobab ein Mehl gibt, das bei Hungersnot, wenn es nichts Besseres gibt, genießbar und nahrhaft sein soll.

Unser Zug vom ersten Dorf in Ugogo bis Mwumi wurde von einem wütenden Pöbelhaufen begleitet, aus Männern, Weibern und Kindern bestehend, die fast alle splitternackt waren. Alle stießen sich, jeder wollte den Mzungu Bana sehen, der für die Wagogo ungefähr dasselbe Interesse bot wie unsreinem ein Affe im Zoologischen Garten. Respektvolles Schweigen und Wertschätzung — das sind Worte, die man im wilden Ugogo nicht kennt. Als einer meiner Soldaten das Gesindel bat, weniger zu lärmen, wurde ihm bedeutet, stillzuschweigen, da es unwürdig sei, so mit den Wagogo zu sprechen. Im übrigen packte mich bald wieder das Mufunguru so stark, daß ich von den Vorgängen um mich einige Zeit nichts merkte.

Mit den Eingeborenen dieses reichen Landes entwidelte sich bald ein lebhafter Tauschhandel. Milch, Honig, Bohnen, Mtama, Mais, Bohnenkerne in der Art von Mandeln, Wassermelonen, Kürbisse und Gurken wurden uns bereitwillig gebracht und gegen Stoffe und Perlen eingetauscht.

Der nächste Tag war für die Verhandlungen mit dem Suitan von Mwumi über die Zahlung des Tributs bestimmt; ihre Unterlassung wäre ein Zeichen zum Kriege gewesen. Scheich Tani übernahm diese wichtige Angelegenheit, die er zwei gewandten, mit den Gepflogenheiten der Wagogosultane genau vertrauten Sklaven übertrug. Obgleich diese Leute ihre Sache nicht schlecht machten, dauerte es lange,

bis der Sultan sich für befriedigt erklärte. Auf unsere erste Sendung von 22 Metern verschiedener Stoffe verlangte der Sultan nun nicht weniger als 235 Meter oder 64 Doti. Nach langem Feilschen einigte man sich, trotz Tanis und Hameds Verzweiflung, auf 200 Meter und zehn Halsbänder schwarzer Perlen, zusammen im Wert von über 49 Dollar.

Als wir durch das dichtbewohnte reiche Land weiterzogen, überall von den gierigen Bliden der Wagogo begleitet, wunderte ich mich nicht mehr über die erlittenen Erpressungen. Denn offenbar brauchten die Wagogo nur ihre Hände auszustrecken, um sich den ganzen Reichtum meiner Karawane anzueignen, und ich fing an, besser von dem Volk zu denken. Seiner Kraft wohlbewußt, machte es doch keinen Gebrauch von ihr, sondern war klug genug zu begreifen, daß es in seinem Interesse lag, Karawanen vorbeiziehen zu lassen, ohne eine Rechtsverletzung an ihnen zu versuchen.

Der in Matamburu, unserm nächsten Halteplatz, residierende Sultan war, obgleich Beherrscher von etwa 40 Dörfern, verständiger und begnügte sich mit acht Doti oder 30 Meter Tuch. Der nächste gar, mit dem Sitz in Bihawana, das wir nach beschwerlichem Marsch über Berge und durch ein Dickicht von Gummi- und Dorngebüsch bei furchtbarer Glut erreichten, war mit 11 Meter Tribut zufrieden. Von diesem Häuptling erhielt ich Nachrichten über meine vierte Karawane. Sie hatte sich in einem Kampf mit einigen seiner geächteten Untertanen ausgezeichnet, die die Karawane zu berauben versucht hatten.

Der weitere Weg führte uns in den letzten Maitagen über Kibidimo nach Njambua, dem Bezirk des Sultans Pembra Bereh, des mächtigsten aller Herrscher in Ugogo. Während der ganzen Zeit unserer Marsche durch dieses Land litt ich beständig an schwerem Wechselfieber.

Die Gegend zwischen Kibidimo und Njambua ist eine Wald- und Dschungelwildnis von großem Wildreichtum:

Elefanten, Rhinocerosse, Zebras, Hirsche, Antilopen und Giraffen. Der letzte Teil des Weges war ohne Wasser und mußte bei so fürchtbarer Glut zurückgelegt werden, daß ein Bagasi unterwegs sterbend niedersank.

In Njambua tranken wir das vorzügliche Wasser mit der Eier durstiger Kamele. Auch hier umgaben uns die neugierigen Wagogo in lästiger Weise. Schließlich ging mir die Geduld aus, und ich gab einem besonders lärmenden Mgogo eine tüchtige Tracht Prügel. Dieses Verfahren rief unter ihnen eine ganze Flut bösester Schimpfwörter hervor. Ihr wütender Ausruf, der mit zunehmender Stärke hervorgestoßen wurde, lautete „Sahäht!“ Sie fragen: „Sollen die Wagogo wie Sklaven von diesem Msungu gepeitscht werden? Ein Mgogo ist ein Mgwana — das heißt freier Mann — und nicht daran gewöhnt, geschlagen zu werden. Sahäht!“ So oft ich mich jedoch anschickte, meine Peitsche zu schwingen, fand dieses prahlerische Volk es geraten, sich vor dem zornigen Msungu ehrerbietig zurückzuziehen.

Pembera Bereh, ein äußerst schmieriger Greis, genoh als kluger Richter weithin das größte Ansehen. Die Verhandlungen mit ihm wegen des Tributs werden hauptsächlich Hamed zeitlebens in übler Erinnerung bleiben, da der Scheich für ein paar seiner Esel, die auf den Feldern des Sultans grasend gefunden worden waren, allein 33 Meter Stoff zu zahlen hatte. Da Pembera Bereh betrunken war, führte sein Stellvertreter, ein Flüchtling aus Unjamwesi, der in einer Person Premierminister, Rat und Henker war, mit größter Unnachgiebigkeit die Verhandlungen. Uns allen zusammen kostete der Durchzug durch Pembera Berehs Gebiet 51 Doti, also 190 Meter Stoffe.

An das Gebiet von Pembera Bereh schließt sich eine ungeheure, mehr als 250 Quadratkilometer große Salzebene, die wir zum Teil zu passieren hatten. In Misansa, unserm nächsten, in einem Palmenhain gelegenen Lagerplatz,

wich endlich nach dem Verbrauch ungeheurer Mengen von Chinin mein Fieber und ich konnte schon als Genesener den dortigen Häuptling empfangen. Das Staunen dieses Mannes, der als der zweitmächtigste Gebieter in Ugogo galt, über die Sachen des Mungu war grenzenlos. Das größte Rätsel bot ihm aber meine Hautfarbe. „Wie in aller Welt,“ fragte er, „kann er so weiß sein, da doch die Haut meiner Landsleute von der Sonne schwarz gebrannt ist?“ Besonders entzückt war der Häuptling über meinen Korthut und das prächtige Winchesterrepetiergewehr.

Am 4. Juni brachen wir unser Lager ab und schlugen die Richtung nach Nordwesten ein. Wir kamen an mehreren Salzwasserteichen und an den niedrigen Hügeln vorüber, die Ugogo von Ujansi trennen. In einem der von uns passierten Dörfer trafen wir Wahumahirten und Überläufer von den Wahehe an, die ich für die schönsten der mir zu Gesicht gekommenen Afrikaner halte. Die Männer der Wahuma sind stattlich, mit schöngeformten Köpfen. Man sieht sich bei ihnen umsonst nach einer diden Rippe oder platten Nase um, im Gegenteil ist der Mund besonders klein und schön geschnitten. Sie haben ganz allgemein eine griechische Nase, und ich nannte sie daher sofort die Griechen Afrikas. Ihre unteren Gliedmassen haben nicht die Schwere wie bei den Wagogo und andern Stämmen, sondern sind lang und wohlgestaltet wie die der Antilopen. Von Jugend auf Athleten, leben sie als Hirten; sie heiraten nur unter sich und halten ihre Rasse rein. Jeder von ihnen gäbe ein gutes Modell für einen Apollo. Die Frauen sind in ihrer Art ebenso schön wie die Männer. Die Wahehe wiederum können die Römer Afrikas genannt werden.

Nach vier Stunden waren wir im sehr bevölkerten äußersten Teil von Ugogo, in Mutondoku, als dessen Gebieter sich der Sultan Swaruru erwies, der über 36 Dörfer herrschte. Auch hier das gewohnte zudringliche Staunen

der Wagogo über den Mfungu, bis schließlich ein Häuptling, dem die Hunderte wie Kinder gehorchten, folgende Rede an die Gaffer hielt:

„Wißt ihr nicht, ihr Wagogo, daß dieser Mfungu ein Sultan ist? Er ist nicht nach Ugogo gekommen, wie die Wakonongo — so werden die Araber genannt —, um Elfenbeinhandel zu treiben, sondern nur um uns zu sehen und uns Geschenke zu bringen. Warum belästigt ihr ihn und seine Leute? Laßt sie in Frieden ziehen. Wenn ihr ihn zu sehen wünscht, kommt näher, aber höhnt ihn nicht. Mögen die Störer sich in acht nehmen; unser großer Sultan wird es erfahren, wie ihr seine Freunde behandelt.“

Weniger zugänglich war Swaruru selbst, der, schwer betrunken, die Beschwerde des Scheichs Tani über sein zudringliches Volk mit den Worten abtat: „Was willst du, du Dieb? Du bist hergekommen, um mir Elfenbein oder Zeug zu stehlen. Mach', daß du fortkommst, Dieb!“

Jenseits Mukondoku blieb nur noch ein Sultan übrig, dem Tribut zu zahlen war. Das war der Sultan von Kiwje, der so üblen Ruf genoß, daß Karawanen selten über Kiwje ziehen, sondern große anstrengende Umwege durch die Wildnis vorziehen. Die Bagasi dagegen, die nicht unter den unverschämten Forderungen des Sultans von Kiwje zu leiden haben, sondern im Falle eines feindlichen Angriffes einfach davonlaufen, marschieren lieber durch Kiwje. Nach einer Beratung mit Scheich Tani und Hamed über den nach Ujansi einzuschlagenden Weg wählten wir eine zwar schwer passierbare und wasserarme, aber Kiwje vermeidende Richtung. Dennoch merkte ich beim Marsch bald, daß die Bagasi einen schlaunen Umweg zu machen versuchten, um dennoch nach Kiwje zu kommen. Daher rief ich die Leute zusammen und erklärte ihnen, ein Mfungu ändere seine Entschlüsse nie und der erste unbotmäßige Bagasi würde niedergeschossen werden. Das wirkte.

Der Weg war in der That dornig und steil. Ferne Schüsse im Walde vermehrten die Unruhe und allgemeine Unzufriedenheit, und wäre ich nicht unmittelbar hinter meiner Karawane gewesen und hätte jede ihrer Bewegungen beobachtet, so wären meine Leute bis auf den letzten Mann ausgerissen.

Als wir aber in Munieka, an der Grenze von Ujanji oder „Ngunda Mkali“ — was „der heiße Grund“ heißt — angelangt waren, herrschte allgemein wieder eine zufriedene Stimmung. Denn Ugogo, dieses Land, das jetzt hinter uns lag und das wir für eine Quelle von Milch und Honig hielten, hatte uns schwer enttäuscht. Es war uns ein Land voll von Bitternissen und Plagen geworden, wo wir auf Schritt und Tritt den gefährlichen Launen betrunkenener Sultane ausgesetzt gewesen waren. Trotz der vor uns liegenden Aussicht auf ein Land, das wir für eine wirkliche Wildnis hielten, wurde unsere gute Stimmung nicht vermindert, sondern gestärkt, denn die Wildnis ist in Afrika in vielen Fällen freundlicher als das bevölkerte Land.

12. Marsch nach Tabora.

Zu Mittag nahmen wir unsern Marsch wieder auf. Die Wanjamwesi jubelten und sangen, die Wangwanasoldaten und Bagasi wettkampften mit ihnen und ließen den von uns passierten Wald von ihren Stimmen widerhallen.

Am Nachmittag machten wir halt, nachdem wir einen Marsch von 32 Kilometern durch eine felsige Gebirgslandschaft gemacht hatten. Aber bereits um 1 Uhr nachts ließ Samed das Zeichen zum Aufbruch geben. Da dieser Scheich uns unterwegs schon wiederholt durch sein nervöses Gebaren beunruhigt hatte, waren wir jetzt alle geneigt, ihn für nicht ganz normal zu halten; schließlich aber mochte er ja tatsächlich zwingende Gründe für den ungewöhnlichen Aufbruch

haben, und daher fügten wir uns. Aber angenehm war der Marsch bei einer Temperatur von nur 9 Grad über Null in der Höhe von 1350 Meter keineswegs. Um 3 Uhr morgens warfen wir uns, im Dorf Unjambogi angekommen, auf die Erde und schliefen fest. Als wir erwachten, war Hamed schon vor zwei Stunden abmarschirt. Diese Eile war um so unbegreiflicher, als am Ort alle Nahrungsmittel reichlich und billig zu haben waren.

Am 10. Juni erreichten wir Riti, wo Scheich Hamed in trüber Stimmung rastete. Ihm war unterwegs eine Lieblingsklavin gestorben, und drei Diener waren mit seinen Staatsgewändern, Tuchen und Porzellan spurlos verschwunden. Die nächsten Tage brachten uns über Msalalo, Welled Ngaraïso und Kirurumo nach Kusuri, dem letzten Dorf in der Ngunda Mkali. Unterwegs begegneten wir der Karawane von Sultan ben Mohammed, eines freundlichen Omanarabers von hoher Abkunft, der sich erbot, Briefe nach Sansibar mitzunehmen.

Von Scheich Tanis Leuten waren während der letzten Marsche viele an der schrecklichen Plage Ostafrikas, den Poden, erkrankt. Daher trennte ich mich von ihm, um möglichst rasch die zweitägige Strecke durch die Wildnis zu überwinden, die Ujansi von dem Bezirk Lura in Unjanjembe trennt. Um die Mittagszeit rasteten wir in Ngongo Tembo, zu deutsch „Elefantenrücken“, auf einer Felsenwelle, die die Eingeborenen zu dem in diesem Ortsnamen angedeuteten Vergleich veranlaßte. Ngongo Tembo war, als die Reisenden Burton und Speke es durchzogen, eine vielversprechende Kolonie, die manchen schönen Morgen Landes bebautete. Vor zwei Jahren jedoch war ein Krieg wegen irgendeines vom hiesigen Volk an den Karawanen verübten Frevels ausgebrochen, und die Araber verbrannten die Dörfer und verwüsteten die Arbeit von Jahren. In Ngongo Tembo standen seitdem nur schwarze Häuserreste.

Der Weitermarsch über Ngwalah Mtoni und Madedita, einem von Tsetse- und Tschufwasliegen verseuchten, jetzt nicht mehr bewohnten Ort, nach Osttura, dem Grenzdorf von Unjamwesi, war sehr beschwerlich. Unbarmherzig verbrannte die Sonne uns Gaumen und Lunge. Ein Bagasi unterlag unterwegs den Boden und warf sich an den Rand des Weges, um zu sterben. Wir haben ihn nicht wiedergesehen. Die Karawane muß weiterziehen; wehe dem, der zurückbleibt, denn Hunger und Durst werden ihn überfallen. Ebenso muß auch das Schiff vor dem wilden Sturm dahineilen, um nicht zu scheitern; wehe dem, der über Bord fällt!

Der Boden von Unjamwesi dehnte sich als weite Ebene in langen Wellen bis an den purpurnen Horizont vor uns aus. Soweit die Ebene reichte, erblickten wir Felder von reifem Korn, die munter im kühlen, von Usagara her wehenden Morgenwinde rauschten. Einige breitblättrige Bananepflanzen waren auch in der Umgegend der Dörfer zu sehen, die, je weiter wir kamen, sehr zahlreich wurden. Die Dörfer der Wakimbu sind, wie die der Wagogo, viereckig, mit flachen Dächern und schließen einen offenen Platz ein, der bisweilen durch Zäune aus Mtamastengeln in mehrere Teile geteilt wird.

Von der Schurkenhaftigkeit der Wakimbu bekamen wir bald eine Probe, die einem von ihnen das Leben kostete. Ich lagerte hier gemeinsam mit Hamed und seinem Diener Hassan, die wir eingeholt hatten. In der Nacht bemerkte ein Sklave Hassans einige Diebe, die mit gestohlenem Tuch fortschleichen wollten. Ein wohlgezielter Schuß durchbohrte einem von ihnen das Herz. Die Landsleute der keden Diebe dachten in ihrer Feigheit aber nicht an Rache.

Durch Felder und elefantenreiche Wälder ging es weiter nach Kwala Mtoni und Rubuga. Unterwegs gaben Abdul Kader, der Schneider, der aber nichts als zu essen und zu trinken verstand, und nicht weniger der gar nicht

marischfreudige Kirangosi Anlaß, meine Peitsche in Erinnerung zu bringen. Ihre die Faulpelze so belebende Wirkung blieb auch diesmal nicht aus. Besonders der Kirangosi strengte sich so eifrig an, daß er die ganze letzte, 30 Kilometer lange Strecke bis Rubuga ohne Pause zurücklegte, zum Entsetzen seiner Bagasi, die ihn für verrückt hielten.

Einige Zeit vor meinem Durchzug durch Rubuga war dieser einst wohlhabende Bezirk der Raube eines feindlichen Nachbarstammes zum Opfer gefallen. Die Bevölkerung war nach Norden vertrieben, das Vieh geraubt, die Felder unbeadert geblieben und bereits vom Didicht überwuchert. Wir zogen durch ein verbranntes Dorf nach dem andern, das nur aus schwarzen Haufen von verkohltem Bauholz bestand. Dasselbe traurige Bild bot sich uns in dem fünf Stunden entfernten Rigwa dar.

Von Tabora, der größten arabischen Stadt in Zentralafrika, trennte uns jetzt nur noch die Strecke Schisa - Kwikuru. Daher schickte ich beizeiten Soldaten an Scheich Seid ben Salim und Scheich ben Nasib, die beiden Hauptwürdenträger von Unjanjembe, um ihnen meine Ankunft anzumelden.

In Schisa, einem in entzückender Landschaft von einem fleißigen und friedlichen Volk bewohnten Dorf, bemächtigte sich aller Leute eine Aufregung, da ich ihnen mit einem fetten Bullenkalb ein Abschiedsfest bereitete, ehe sie sich von mir trennten. Sechs Ladungen Pulver wurden jedem, der eine Flinte hatte, gegeben, um sie abzubrennen, wenn wir uns den Häusern von Tabora näherten. Jeder Bagasi hatte sich sein bestes Tuch um die Hüfte gegürtet. Die Soldaten zogen auf mit neuen Fes, denn der 23. Juni war ja der große glückliche Tag, der stets in unserm Munde gewesen war, seitdem wir die Küste verlassen, der Tag, für den wir in der letzten Zeit große Märsche gemacht hatten, 285 Kilometer in 16 Tagen mit Einschluß der Rasten, also ungefähr 18 Kilometer den Tag.

Das Signal ertönte, und fröhlich zog die Karawane mit fliegenden Bannern und schallenden Trompeten und Hörnern aus. Ein kurzer Marsch brachte uns nach Tabora. Als ich die Araber mir entgegenkommen sah, verließ ich die Reihen und streckte meine Hand aus, die sofort vom Scheich Saïd ben Salim und darauf von etwa zwei Duzend Menschen ergriffen wurde. Dies war unser Einzug in Unjanjembe.

13. Einiges über Land und Leute.

Die Beschreibung des von mir durchzogenen Landes ist in den vorigen Kapiteln bereits vielfach enthalten. Dennoch wird es gut sein, in diesem Abschnitt einige Angaben nachzutragen, die die Kenntniss des Innern Afrikas erweitern können.

Ich hatte den von meinen Vorgängern Burton, Speke und Grant nicht benutzten Weg nach Unjanjembe über Nord-Usaramo, Utwere, Ukami, Udoe, Useguha, Usagara, Ugogo und Ujansi eingeschlagen. Man kann, von diesem Marsch sagen, daß sein erster Teil durch das Becken des Ringani, der zweite durch das des Wami, der dritte über die Wasserscheide des Wami, der vierte durch den nördlichsten Teil des Ruahabedens und die wasserlose Gegend, der fünfte auf die Wasserscheide des Tanganitasees führte.

Meine Absicht ist, besonders auf den Wami- und den Ruaha- oder Rufidijistrom hinzuweisen. Denn der erstere scheint von seiner Mündung beim Hafen Windi bis nach Mbumi in Usagara, also fast 300 Kilometer lang, schiffbar zu sein. Wer Afrika zivilisieren will, wer direkt mit Usagara, Useguha, Ututu, Uhehe Handel zu treiben beabsichtigt, Elfenbein, Zuder, Baumwolle, Indigo und Korn aus diesen Ländern beziehen will, dem eröffnet sich hier eine schöne Gelegenheit. Vier Tage können den Missionar auf einem Dampfer in die Hochlande von Afrika bringen, wo er unter den sanften und gelehrigen Wasagara ohne Furcht und

Unruhe leben und sich alle Genüsse des zivilisierten Lebens gönnen kann, ohne Angst, ihrer beraubt zu werden. Mit der einzigen Ausnahme des Mangels zivilisierter Gesellschaft ist hier alles vorhanden, was das Menschenherz sich wünschen kann. Freilich darf der Missionar, um Einfluß auf das für die Lehren von Mulungu, dem Himmelsgeist, empfängliche Volk zu gewinnen, weder zanküchtig noch ein auf Zeremonien bedachter Priester sein, sondern muß seine Arbeit für das Evangelium mit dem Ernst betreiben wie David Livingstone, den zu finden ich ausgezogen war.

Der andere Fluß, der Rufidji oder Ruaha, ist zwar noch unerforscht, aber jedenfalls noch wichtiger als der Wami, denn er ist viel länger und entsendet zweimal soviel Wasser in den Indischen Ozean. Kleine Boote befahren ihn ungefähr 100 Kilometer hinauf.

Der Pflanzenwuchs in dem Küstengebiet und in den höher gelegenen Gegenden bietet auffallende Gegensätze. Besonders in den Tälern des Ungerengeri und Wami ist die Kraft des Bodens merkwürdig. Die üppige schwarze Erde, die seit vielen Jahrhunderten von den Flüssen abgelagert ist, hat in ihrer Fruchtbarkeit keine Grenze. Jede Art Pflanze schießt hier in riesigen Ausmaßen auf. Die Grashalme erreichen die Größe eines gewöhnlichen Bambus, und die Bäume haben 30 Meter hohe Stämme.

Auch in bezug auf die Bevölkerung bestehen starke Unterschiede. Der am meisten, wenn auch nur äußerlich, kultivierte Stamm sind die Wasuaheli an der Küste, die besser angezogen sind und vorteilhafter aussehen als ihre wilden weiter im Innern lebenden Brüder. Die ersten reinen Barbaren sind die etwa 5000 Seelen zählenden Wakwere zwischen Usaramo und Udoe. Es sind weder tapfere noch ehrliche Leute, die aber, wenn sie unter einem Häuptling vereinigt wären und nicht in etwa hundert Dorfschaften zerstreut lebten, immerhin ein mächtiger Stamm sein könnten.

Nach ihnen kommt man zu den Wafami, den Resten eines einst großen Volkes, das die Länder vom Ungerengeri bis zum Großen Makatafluß innehatte. Häufige Kriege mit den Wadoe und Waseguha haben sie auf einen engen Bezirk beschränkt.

Das den Wafami benachbarte Volk der Wadoe sieht viel stattlicher aus und ist bedeutend intelligenter. Es ist ein Volk, das voll von Stammesüberlieferungen steckt, das sich kühn wegen der kleinsten Verletzung seines Gebietes in den Kampf gestürzt und tapfer gegen die Waseguha und Wafami sowie gegen nomadische Räuber aus Ulumba verteidigt hat. Was könnte dieser Stamm nicht alles über die Taten der Sklavenhändler erzählen! Von den Waseguha und den Sklavenhändlern angegriffen, haben die Wadoe es wohl hundertmal erlebt, daß ihre Weiber und Kinder fortgeschleppt, ein Bezirk nach dem andern von ihrem Lande losgerissen und mit Useguha vereinigt worden ist. Denn das Volk von Useguha wurde von den Sklavenhändlern gemietet und mit Waffen versehen, um sie, die Wadoe, in großen Massen zu Sklaven zu machen. Individuen dieses Stammes, besonders Weiber und Kinder, die körperlich und geistig den knechtischen Rassen, die sie umgeben, so überlegen sind, waren bei den sinnlichen Mohammedanern für den Harem und als Diener sehr gesucht.

Die vorhin genannten Waseguha, die bis in die vierziger Jahre noch ein unbedeutendes Volk waren, bewohnen das Gebiet zwischen Muguru, über den Wami bis Umagassi und Usambara. Dieser der blindesten Zauberei huldbigende, mit den Sklavenhändlern und Räubern verbündete Stamm bildet die eigentliche Pest dieses Teiles von Ostafrika. Unter ihnen war der berühmte Kisabengo einer der hervorragendsten, dessen schändliches Leben ich (S. 40) schon bis zu der Zeit gekennzeichnet habe, in der er seine Festung in Simbawenni in der Nähe der Ungerengeri erbaute.

Auch das Volk der Wasagara hat unter den Überfällen der Waseguha und anderer Stämme viel zu leiden gehabt und ist daher gewohnt, Fremde mit Argwohn anzusehen; nach kurzer Bekanntschaft jedoch erweisen sie sich als offene, tapfere und freundliche Leute.

Es folgen auf unserer Marschlinie die Wagogo, ein mächtiger Stamm, der die Gegend westlich von Usagara nach Ujansi zu bewohnt. Hier hört der Reisende zuerst das Wort „Songo“, das jetzt, nachdem er Simbamwenni passiert, Tribut, vorher ein Geschenk an einen Freund bedeutet, und das, falls man nicht freiwillig bezahlt, unter Androhung von Krieg abgefordert wird. Die Wagogo sind körperlich und geistig der beste Stamm zwischen Unjamwesi und dem Meere. Dieser kräftige Eingeborene mit der dunklen Hautfarbe, der Löwenstirn, dem drohenden Aussehen und polternden Wesen, dieser stolze, hochmütige und zankfüchtige Mensch ist aber ein bloßes Kind einem andern gegenüber, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, seinen Charakter zu studieren. Er ist unschwer zu lenken, da seine Neugierde leicht angeregt wird. Von frühester Jugend mit dem Gebrauch der Waffen vortrefflich vertraut, ist der Mgogo in sehr kurzer Zeit für die Schlacht gerüstet. Der Bote des Häuptlings eilt von Dorf zu Dorf und bläst sein Büffelhorn als Signal zum Kriege: der Krieger hört es, wirft seine Hade über die Schulter, tritt in sein Haus und kommt nach einigen Sekunden wieder in Kriegsfarben und voller Kampfausrüstung heraus. Mit der Hade des arbeitsamen Bauers hat er auch das Äußere eines solchen abgelegt und ist jetzt der stolze, eitle, übermütige Krieger, der wie ein Athlet aufspringt und begierig nach dem Schlachtfelde eilt.

Die Wagogo glauben an das Dasein eines Gottes oder Himmelsgeistes, den sie Mulungu nennen. Sie beten gewöhnlich zu ihm, wenn ihre Eltern sterben. Nachdem der Mgogo den Vater zu Grabe getragen, bringt er dessen Habe,

sein Tuch, Elfenbein, Messer, seine Hade, Bogen und Pfeile, Speere und Vieh an einen Ort zusammen, kniet davor nieder und spricht den Wunsch aus, Mulungu möge seine weltlichen Reichtümer vermehren, seine Arbeit segnen und ihm im Handel Glück bescheren.

Die Sultanswürde ist bei den Wagogo erblich; stirbt der Herrscher kinderlos, so folgt der ihm an Rang nächststehende Häuptling. Die Heiraten werden durch den Kauf der Frau bewerkstelligt, die im Falle sehr großer Armut des Freiers schon für ein paar Ziegen von ihrem Vater in die Ehe gegeben wird. Der Sultan darf natürlich nur eine Häuptlingstochter kaufen. Ein Mörder muß den Mord mit 50 Kühen sühnen. Ist er dazu zu arm, so kann der Sultan den Verwandten das Recht zusprechen, ihn zu töten. Ein ertappter Dieb dagegen wird ohne viel Federlesen sofort hingerichtet. Bei Diebstahlsverdacht töten die Wagogo ein Huhn und öffnen es; sind seine Eingeweide weiß, so ist der Verdächtige unschuldig, sind sie aber gelb, so ist er schuldig. Überhaupt sitzt der Aberglaube allenthalben sehr fest, und der Mann, der im Verdacht steht, das Vieh zu verzaubern oder den Regen zu verhindern, wird mit dem Tode bestraft.

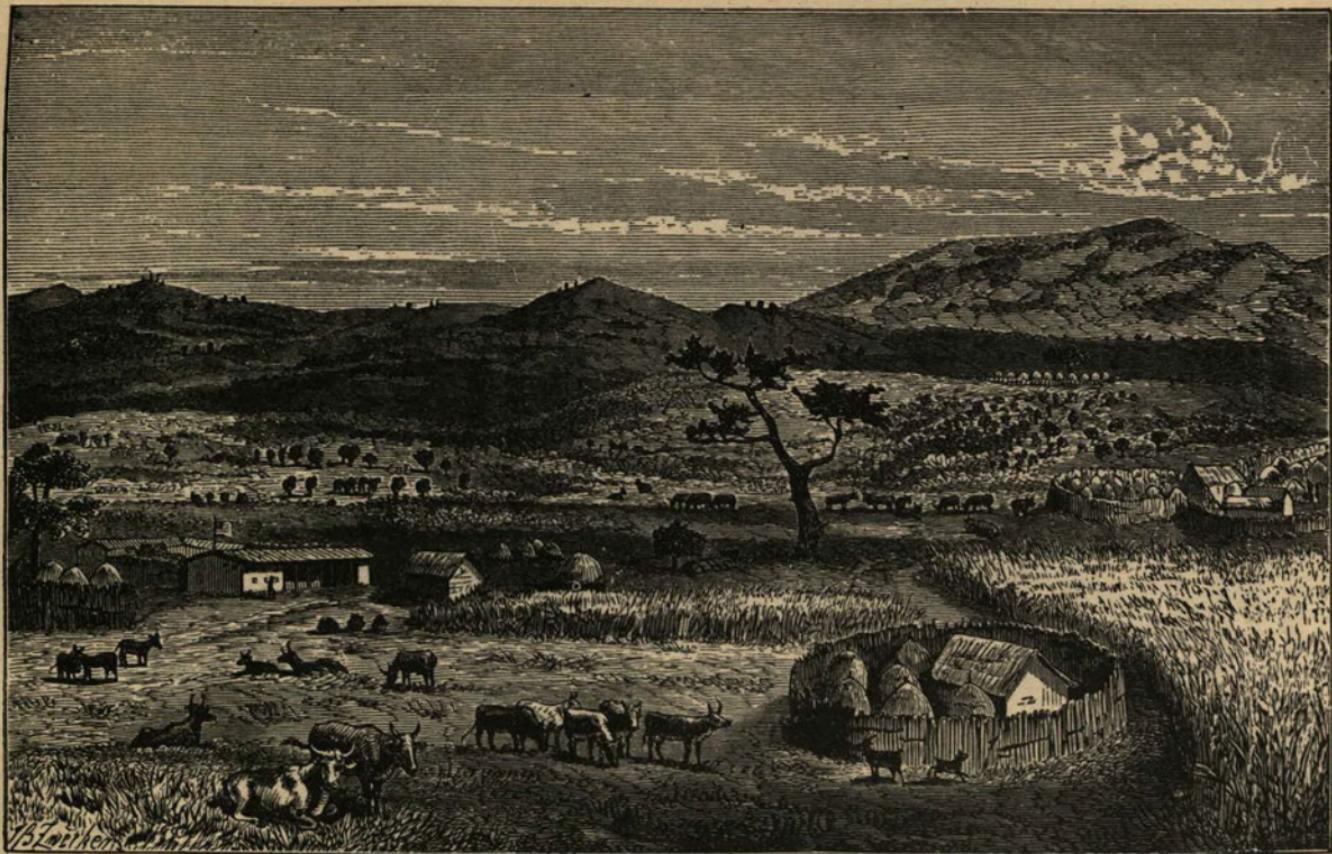
14. Im Kampf gegen Mirambo.

Mein Einzug in Tabora am 23. Juni an der Seite des Gouverneurs Scheich Saïd ben Salim ging unter der geräuschlosen Ovation der den Wegrand besetzt haltenden und mich ausgiebig angaffenden Eingeborenen vor sich. Mein arabischer Gastgeber empfing mich mit Tee in einem silbernen Teekessel und mit einer reichlichen Menge dampfender Pfannkuchen, die unter einem gleichfalls silbernen Dedel zum Vorschein kamen. Mein Appetit nach dem Marsch ließ nichts zu wünschen übrig, und ich glaube, ich setzte den

Gouverneur in Erstaunen durch die geschickte Art, mit der ich es fertig brachte, elf Tassen seines herrlichen Tees zu vertilgen und seinen hohen Turm von Pfannkuchen abzutragen.

Nach einem Plauderstündchen brach ich auf, um mich nach Kwiwara, eine Stunde Weges von Tabora, zu begeben, das mir und meinen Leuten als Wohnort angewiesen war. Glühend heiße Sonne lag dörrend über der Landschaft, und der blaßblaue, fledenlose Himmel konnte den Wanderer durch seine Heiterkeit geradezu entsetzen; Kwiwara machte den Eindruck eines Bildes ohne Farbe oder eines Nahrungsmittels ohne Geschmack. Die Begrüßung dortselbst durch den Scheich ben Nasib, Konsul Sr. Hoheit des Fürsten von Sansibar, durch die andern arabischen Großen und durch die Soldaten meiner ersten, zweiten und vierten Karawane war herzlich und herzerfreuend. Überall hörte man Ausrufe der Freude, und Scheich Said führte mich zu meiner ausgedehnten Behausung mit den Worten: „Spazieren Sie hinein, Herr; dies ist jetzt Ihr Haus; hier sind die Wohnräume für Ihre Leute. Hier können Sie die arabischen Großen empfangen; hier ist das Kochhaus; hier das Vorrathshaus; dort das Gefängnis für die Widerspenstigen; da die Zimmer Ihres weißen Begleiters und hier Ihre eigenen. Sehen Sie, hier ist das Schlafzimmer, dort das Gewehr-, Badezimmer und die übrigen.“

Auf Ehre, für Zentralafrika war hier alles sehr gemüthlich. Jetzt aber galt es, zunächst die Lastträger zu entlassen und belohnen, die Berichte der Karawanenführer entgegenzunehmen und die Waren gut zu stapeln. Raum damit fertig, erfreuten mich die Araber wieder mit schönen Gastgeschenken. Zuerst erschien eine große Schüssel Reis und ein Napf voll scharfgewürzter Hühner, dann ein Duzend großer Weizenkuchen, ferner dampfend heiße Schmalzkuchen, Granaten und Zitronen; hierauf wurden fünf fette Ochsen,



Mein Wohnort Kwihara bei Tabora.

acht Schafe und zehn Ziegen angetrieben; schließlich erhielt ich noch ein Duzend junger Hühner und ebensoviel Eier. Dies war echte, praktische, edle Höflichkeit, eine so großartige Gastfreundschaft, daß sie meine Dankbarkeit im Sturm eroberte.

Die Geber aller dieser schönen Dinge kamen am nächsten Tage mit ihrem Gefolge zu mir, um mich zu beglückwünschen. Alles stattliche Leute, leben diese arabischen Großen auf diesem fruchtbaren Fleck Erde üppig und mit allem durch ihre Sitten und Gebräuche gebotenen Aufwand: selbst der Harem fehlt nicht.

Pflichtgemäß begrüßte ich zuerst Scheich Saïd und Scheich ben Nasib, darauf den edelsten Mann unter den Arabern, was Haltung, Mut und Manneswürde betrifft, Scheich Chamis ben Abdullah; ferner eine ganze Reihe anderer arabischer Standespersonen.

Während meiner Gegenbesuche, drei Tage später, traf ich im Hause von Chamis ben Abdullah eine Versammlung an, die einen Kriegsrat abhielt. Man bat mich, dazubleiben. Chamis ben Abdullah drang in die Araber, ihre Rechte gegen einen Häuptling mit Namen Mirambo von Ujoweh zu behaupten. Dieser Mirambo, früher der Lastträger eines Arabers, hatte mit der gewissenlosen Schurken eigenen Gewandtheit die Königswürde an sich gerissen. Er trug Krieg und Raub durch Ugara und Ukonongo bis an die Grenze von Uvinsa, und nachdem er die über 300 Kilometer zerstreute Bevölkerung vernichtet, plante er einen Ausfall gegen Mfasiwa, den Herrscher von Unjanjembe, und die Araber, weil sie ihn nicht in seinen ehrgeizigen Plänen gegen ihren Verbündeten und Freund, mit dem sie in Frieden lebten, unterstützen wollten. Nach längeren Erörterungen gab die Rede Souds den Ausschlag. Er erklärte: „Ich sage Krieg — Krieg, bis wir seinen Bart unter unsere Füße getreten, Krieg, bis ganz Ujoweh und Wiljanturu zerstört ist, Krieg, bis

wir wieder durch jeden Teil des Landes nur mit dem Spazierstock in der Hand reisen können!“

Der allgemeine Beifall, den Souds Rede hatte, bewies ohne Zweifel, daß wir im Begriff waren, Krieg zu bekommen. Ich dachte an Livingstone. Wenn dieser gerade jetzt nach dem vom Krieg überzogenen Unjanjembe zu marschieren im Begriff war? Als ich hörte, daß die Araber die Absicht hätten, den Krieg rasch, innerhalb 14 Tagen, zu beenden, da Ujoweh nur vier Märsche weit entfernt war, erbot ich mich freiwillig, sie zu begleiten, meine belasteten Karawanen bis Mfuto mitzunehmen, sie dort unter Bedeckung zurückzulassen und mit den übrigen und der arabischen Armee weiterzumarschieren. Dann, hoffte ich, würde es möglich werden, nach der Besiegung von Mirambo und seiner Banditen, der Ruga-Ruga, meine Expedition auf dem jetzt versperrten Wege direkt nach Ujibiji zu führen. Die Araber waren ihres Sieges sehr sicher, und ich teilte ihre hoffnungsvolle Anschauung.

Unsern Marsch nach Mfuto, dem Stellbuchein der arabischen Armee, konnten wir aber erst am 29. Juli antreten. Denn vom 7. bis 17. Juli lag ich zehn Tage in einem schweren Anfall von Wechselfieber, dann folgten Shaw und Selim, und so vergingen drei Wochen, ehe wir gegen Mirambos Festung aufbrechen konnten.

Außer meinen Leuten hatte ich noch die von mir in Tabora angetroffene Livingstonekarawane meinem Zuge angegliedert. Diese war, wie erinnerlich, auf das bloße Gerücht hin, der englische Konsul Dr. Kirk käme nach Bagamojo, erschreckt von dort aufgebrochen und nach Tabora marschiert.

Wir boten einen großartigen Anblick dar, wie wir mit fliegenden Fahnen abmarschierten und die roten Gewänder der Leute im wehenden Nordost nachflatterten. Ihre bis zum Übermut gute Stimmung tat sich in einem Wechselgesang zwischen Führer und Chor kund:

„Wo zieht ihr hin?“

Chor: „Wir ziehen in den Krieg.“

„Gegen wen?“

Chor: „Gegen Mirambo.“

„Wer ist euer Herr?“

Chor: „Der weiße Mann.“

„Uff, Uff!“

Chor: „Uff, Uff!“

„Hiah, Hiah!“

Chor: „Hiah, Hiah!“

Diesen lächerlichen Gesang stimmten sie ohne Unterbrechung den ganzen Tag an.

Über Bomboma und Masangi ging es nach Mfuto, wobei Shaw mir unterwegs wiederholt Ärger bereitete. Ohne wirklich krank zu sein, behauptete er, Fieber zu haben und marschunfähig zu sein.

Die von den Arabern auf die Beine gebrachte Armee war einschließlich meiner Leute 2555 Mann stark, von denen 1500 mit Flinten bewaffnet waren. Ich speicherte alle meine Vorräte in Mfuto auf. Der Feldzug konnte beginnen und nahm am 3. August seinen Anfang. Alle waren siegesgewiß. Wer hätte auch voraussagen können, daß diese große Macht noch vor Ablauf einer Woche in dieselbe Feste Mfuto vollständig niedergebrochen so rasch wie möglich zurückkehren würde? Und doch war dem so.

Der Tag, an dem wir Mfuto verließen, um in den Krieg mit Mirambo zu ziehen, war der 3. August. Alle meine Güter waren in Mfuto aufgespeichert und fertig, um nach Ubidji transportiert zu werden, sobald wir über den afrikanischen Häuptling gesiegt haben oder wenigstens für alle Fälle gesichert sein würden.

In dem sechs Stunden von Mfuto entfernt liegenden Umanda beschäftigten sich die Krieger mit der Medizin, welche ihre Zauberer für sie fabriziert hatten und die aus einer

Mischung von Mtamamehl und dem Saft eines Krautes bestand, dessen Eigenschaften nur den Zauberern der Wanjamwesi bekannt sind.

Am 4. August um 6 Uhr morgens waren wir wiederum marschfertig; vorher wurde jedoch die Kriegsrede von dem Redner der Wanjamwesi gehalten:

„Worte, Worte, Worte! Hört, ihr Söhne von Mfasiwa, ihr Kinder von Unjamwesi! Der Marsch liegt vor euch, die Diebe des Waldes erwarten euch. Ja, sie sind Diebe, denn sie plündern euere Karawanen, sie stehlen euer Elfenbein, sie morden euere Frauen. Sieh da, die Araber sind bei euch, die Wali des arabischen Sultans, und der weiße Mann ist bei euch. Kämpft, tötet, macht Sklaven, nehmt Tuch, nehmt Vieh, tötet es, eßt es und macht euch satt. Geht!“

Lautes, wildes Geschrei folgte dieser kühnen Anrede. Die Tore des Dorfes wurden geöffnet und blau, rot und weiß gekleidete Soldaten stürzten hinaus wie Athleten und feuerten ihre Flinten beständig ab, um sich durch den Lärm zu ermutigen oder Schrecken in das Herz derer zu jagen, die uns in dem stark umhegten Simbiso erwarteten.

Da Simbiso nur fünf Stunden von Umanda entfernt ist, kamen wir um 11 Uhr in Sicht desselben. Wir hielten am Rande des bebauten Landes, welches dasselbe samt seinen Nachbardörfern umgibt, im Schatten des Waldes. Strenger Befehl war von den verschiedenen Häuptlingen erteilt worden, nicht eher zu feuern, als bis sie in Schutzweite von der Boma entfernt seien.

Chamis ben Abdullah schlich durch den Wald nach dem Westen des Dorfes. Die Wanjamwesi nahmen ihre Stellung vor dem Haupttore und wurden von den Truppen von Soud, dem Sohne Saids, auf der Rechten und dem Sohn von Habib auf der Linken unterstützt. Abdullah, Mussud, ich selbst und andere trafen Vorbereitungen, die Ostpforte anzu-

greifen, wodurch das ganze Dorf, mit einziger Ausnahme der Nordseite, wirksam eingeschlossen war.

Plötzlich wurde Gewehrfeuer auf uns eröffnet, während wir aus dem längs des Weges nach Unjanjembe sich hinziehenden Walde herauskamen, in der Richtung, wo man den Anblick des Feindes erwartet hatte, und sofort begannen die Angriffstruppen in prächtigster Weise draufloszufeuern. Es kamen zwar einige lächerliche Szenen vor, wo Leute sich anstellten, als ob sie feuerten, dann aber mit der Behendigkeit hüpfender Frösche auf die Seite, vor- oder rückwärts sprangen. Die Schlacht wurde jedoch darum nicht weniger im Ernst geliefert. Die Hinterlader meiner Leute verschlangen meine Metallpatronen viel schneller, als ich es gern sah; zum Glück jedoch ließ das Feuern nach und lustig stürzten wir vom Westen, Süden, Osten ins Dorf, durch Tore und über hohe Umzäunungen, die es umgaben. Die armen Bewohner flohen aus dem Gehege durch die nördliche Pforte ins Gebirge, von den raschesten Läufern unserer Truppe verfolgt und von hinten mit Kugeln aus den Hinterladern und Jagdflinten beschossen.

Das Dorf war stark verteidigt, und es fanden sich nicht mehr als 20 Leichname darin, da die feste, dicke Holzumzäunung eine vortreffliche Schutzwehr gegen unsere Kugeln gebildet hatte.

Von Simbiso zogen wir, nachdem wir eine hinreichende Truppenmacht daselbst zurückgelassen, weiter und hatten in einer Stunde die Umgebung vom Feinde gefäubert und noch zwei Dörfer genommen, die geplündert und den Flammen übergeben wurden. Einige Elfenbeinzähne und etwa 50 Sklaven, sowie eine Masse Korn bildete die Beute, welche den Arabern zufiel.

Am 5. durchstreifte eine Abteilung Araber und Sklaven, in Stärke von 700 Mann, die Umgegend und trug Feuer und Verwüstung bis in die Boma von Wiljanfuru hin.



Der Sturm auf Simbiso.

Auch Wiljanturu, wo Mirambo selbst mit seinem Sohn war, wurde mit Kampf genommen. Aber Mirambos Rückzug war nur scheinbar. Er, den man für besiegt gehalten, griff alsbald seinerseits die Araber aus einem Hinterhalt unerwartet an und entmutigte dadurch die Mannschaft so sehr, daß bald eine Panik eintrat und alle davonliefen.

Die Wirkung dieser Niederlage war unbeschreiblich, die Verluste groß. Die Weiber, deren Männer gefallen waren, heulten und wehflagten, und dazwischen hörte man das Stöhnen der Verwundeten, denen es gelungen war, vom Feinde davonzuschleichen. Während der ganzen Nacht kamen immer neue Flüchtlinge an.

Stürmische Versammlungen der sich gegenseitig am Unglück beschuldigenden Araber erhöhten die Entmutigung. Mein Rat an Said ben Salim, nicht an einen Rückzug zu denken, da dies nur Mirambo veranlassen würde, nach Unjanjembe zu kommen, war in den Wind gesprochen. Die allgemeine Flucht nach Mfuto dauerte unaufhaltsam an, und der Ruf: „Mirambo kommt!“ ließ manchen Leuten vor Schreck fast die Augen aus den Höhlen treten. Wir waren von meiner 50 Mann starken Truppe nur 7 verblieben; alle andern waren weggelaufen. Da ich während dieser ganzen Zeit wieder schwer am Wechselfieber litt und Shaw nach wie vor widerspenstig war, traf mich dieser schmachvolle Rückzug doppelt empfindlich. Nur bei den Arabern schien die schändliche Fahnenflucht kein Gefühl der Schande auszulösen, denn schon am nächsten Morgen nach dem Rückzug ließen sie mir ihre feierlichen Grüße zuteil werden, als ob nichts passiert sei.

Ich hielt es aber für angezeigt, den Arabern das Bündnis in dem Feldzuge zu kündigen, zumal sie ihren Rückzug bis Tabora fortsetzten. Bei einer derartigen Kampfweise war das Ende des Kampfes nicht abzusehen. Genötigt, mich der allgemeinen Parole zum Rückzug zu fügen, führte ich meine Expedition mit allen Vorräten nach Kwihara zurück.

15. Lieber sterben als umkehren!

Der folgende Auszug aus meinem Tagebuch, vom 11. August 1871, beleuchtet am besten meine Stimmung: „Ich freue mich, daß ich meine Schuld, die ich den Arabern gegenüber für ihre Gastfreundschaft empfand, mit so geringen Opfern losgeworden bin. Aber für mich lag außer der Verpflichtung gegen die Araber die Notwendigkeit vor, alles zu versuchen, Livingstone rasch zu erreichen. Der Weg, den der Krieg mit Mirambo versperrt, führt in einem Monat nach Ujijidi, und wenn er durch meine Beihilfe rascher als ohne sie frei werden konnte, warum sollte ich sie verweigern. Der Versuch, nach Ujijidi zu kommen, ist fehlgeschlagen. Jetzt werde ich einen andern Weg versuchen; die südliche Richtung scheint mir die bessere zu sein. Ehe ich es aber wagen kann, sie einzuschlagen, muß ich neue Leute anwerben, da die von mir nach Mfuto mitgenommenen ihre Verpflichtungen als erloschen ansahen und der Tod von fünf Reisekameraden ihre Reiselust etwas gedämpft hat. Wanjamweji werde ich nicht bekommen, denn sie pflegen in Kriegzeiten Karawanen als Lastträger nicht zu begleiten. Daher ist meine Lage sehr ernst, und ich hätte Entschuldigung genug, nach der Küste zurückzukehren; aber mein Gewissen gestattet mir dies nicht. Fürwahr, ich fühle es, daß ich lieber sterben als umkehren muß.“

Inzwischen wurde mir aber klar, daß ich vor Beendigung des Krieges gegen Mirambo kaum würde Unjanjembe verlassen können. Dieser afrikanische Bonaparte rüstete sich in der That zum Marsch gegen Unjanjembe, und am 22. August bewies das Schießen von Tabora her und die Ankunft von Flüchtlingen, daß Mirambo Ernst machte. Von diesen Leuten erhielten wir die traurige Nachricht, daß Chamis ben Abdullah und andere edle Araber erschlagen worden seien. Leute, die die Gefallenen gesehen hatten, erzählten mir, daß

die Leiche des tapferen Chamis ben Abdullah von den wilden Verbündeten Mirambos arg verstümmelt worden sei. Man habe ihm die Stirnhaut, Bart und Haut von dem unteren Teil des Gesichts, die Nasenspitze, das auf Magen und Unterleib befindliche Fett, die Geschlechtsteile und ein Stück der Fersen abgeschnitten. Im gleichen Zustand fand man auch die Leichen seiner gefallenen Freunde. Die den Leichnamen entnommenen Fleisch- und Hautteile hatten natürlich die Waganga, die Medizinmänner, sich angeeignet, um aus ihnen das kräftige Gebräu zu bereiten, das ihrer Ansicht nach einen Menschen stark gegen seine Feinde macht. Dieses Getränk wird mit Reis zusammengemischt und dann mit dem vollkommensten Vertrauen auf seine Wirksamkeit als unfehlbares Mittel gegen Kugeln und sonstige Geschosse getrunken.

Es war ein sehr trauriger Anblick, von Kwiwara aus fast ganz Tabora in Flammen und Hunderte von Leuten zu uns strömen zu sehen.

In dieser Lage hielt ich es für geboten, meinen Standort in Kwiwara in Verteidigungszustand zu bringen. Wir brachen Löcher in die starken Lehmmauern meines Lagers, schafften Wasser und Vorräte für sechs Tage herbei, und ich war, ohne zu prahlen, überzeugt, daß selbst 10000 Afrikaner das Haus nicht würden nehmen können. Die Bitte der Araber von Tabora, ihnen beizustehen, lehnte ich aber ab.

Unterdessen verging die Zeit. Unter dem 29. August finde ich in meinem Tagebuch folgende Notiz: „Alle meine schönen Pläne sind, wie ich fürchte, an diesem Kriege mit Mirambo vollständig gescheitert. Zwei Monate schon sind hier vergeudet. Die Araber haben Ratschläge und Worte genug, soviel wie Grashalme in unserm Tal, aber es fehlt an Entschlossenheit.“

Durch eine von der Küste angekommene Karawane ging mir die Nachricht von Farquhars und Djalos Tode

zu; bald darauf verlor ich im eigenen Lager den tüchtigen Soldaten Baruti. Einige Tage später beschenkte mich ein Araber mit einem netten kleinen Slaven, den wir im Hinblick auf seine schlanke Gestalt Kalulu — der Kisuaheli-ausdruck für Antilope — zu nennen beschloßen. Shaws Zustand machte mir fortgesetzt Sorgen; er schien an einer durch Ansteckung erworbenen Krankheit zu leiden, die ihn vollständig teilnahmslos machte. Freilich hatte ich oftmals auch den Eindruck, daß er den elenden Zustand nur vortäusche, um sich von der Arbeit zu drücken.

Die Kriegslage gegen Mirambo erfuhr am 8. September endlich eine günstige Wendung, indem dieser Abenteurer bei einem Angriff gegen Mfuto unter starken Verlusten zurückgeschlagen und zur Flucht gezwungen wurde. So konnte ich allmählich mehr Leute für meinen Weiterzug werben und den Tag unseres Aufbruches auf die Zeit um den 20. September festsetzen. Ein den Leuten gegebenes üppiges Abschiedsmahl war dazu bestimmt, den bevorstehenden Fortgang von diesem abstoßenden, unglücklichen Lande zu feiern. Shaw, Selim und meine Leute, von denen viele abwechselnd vom Fieber gepackt wurden, waren gesund geworden. Dafür mußte aber wieder einmal ich, einen Tag vor dem beabsichtigten Aufbruch, dem Mutunguru meinen Tribut zollen und überdies mit Scheich ben Nasib verhandeln, der mich zu überreden suchte, noch zu bleiben. Um 10 Uhr abends war aber mein Fieber vorüber.

Meine Gemütsverfassung an diesem denkwürdigen Vorabend des Aufbruches — nach fast dreimonatigem Aufenthalt in Unjanjembe — wird am besten durch den folgenden Auszug aus meinen Tagebuchbetrachtungen vom 19. September beleuchtet, die den Schluß dieses Kapitels bilden mögen:

„Ein Gefühl unaussprechlicher Einsamkeit überkam mich heute abend, als ich an meine Lage und Absichten dachte

und den vollständigen Mangel an Sympathie bei allen, die mich umgaben, wahrnahm Es ist mir zumute, als sei ich in Steinmauern gefangen. Ein Verdacht steigt in mir auf, während ich dies schreibe. Ich möchte wohl wissen, ob diese Araber mich in der Hoffnung hier behalten wollen, daß ich dazu gebracht werden könnte, ihnen noch einmal gegen Mirambo beizustehen! Wenn sie das glauben, so irren sie sich sehr; denn ich habe einen feierlichen Eid geschworen, den ich halten will, solange mir noch eine Lebenshoffnung bleibt. Ich will mich nicht abbringen lassen von dem Entschluß, so lange zu suchen, bis ich Livingstone lebendig oder tot aufgefunden habe, und nicht ohne die stärksten Beweise für dessen Leben oder Tod nach Hause zurückzukehren. Rein Lebender soll mich daran hindern; nur der Tod kann es. Doch nein, selbst der nicht, denn ich werde, will und kann nicht sterben! Ein gewisses unbekanntes Etwas sagt mir heute abend: ich werde Livingstone ganz bestimmt finden. Schon diese bloßen Worte begeistern mich. Ich fühle mich glücklicher. Heute nacht werde ich ruhig schlafen.“

16. Vorwärts und hoffe!

Schon sehr geschwächt vom Fieber, bestand ich darauf, den Ausbruch am 20. September wirklich auszuführen. Hatte ich doch gegenüber dem Scheich ben Nasib damit geprahlt, daß ein weißer Mann sein Wort nie bricht, und mein Ruf als Weißer wäre dahin gewesen, wenn ich den Marsch infolge von Schwäche verschoben hätte.

Zur festgesetzten Stunde waren alle auf dem Platz mit alleiniger Ausnahme von Bombay, der unter Tränen erklärte, er könne sich von seiner Geliebten nicht trennen. Erst meine Peitsche stellte sein seelisches Gleichgewicht wieder her, nachdem gütliche Ermahnungen fruchtlos geblieben waren.

Meine Karawane bestand jetzt aus 54 zum Teil neu in meine Dienste getretenen Männern. An Waren hatte ich

gegen 4000 Meter Zeug und sechs Beutel Perlen, ferner vier Lasten Munition, ein Zelt, ein Bett, Kleider, einen Kasten Medizin, einen Sextanten und Bücher, zwei Lasten Tee, Kaffee und Zucker, eine mit Mehl und Lichtern, eine mit Fleischkonserven, Sardinen und verschiedenen Bedürfnissen und eine mit Kochgerät.

Nach der Verabschiedung von meinen arabischen Freunden ertönte die Abschiedsalve, die Fahnen wurden entfaltet und unter dem Gesang der Bagasi setzten wir uns auf der Straße nach Ugunda in Bewegung. Wiederum war es Shaw, der mir Ärger bereitete. Weinerlich und gleichgültig gegen alles, hat er mich nachdrücklich darum, zurückbleiben zu dürfen. Desungeachtet zwang ich ihn mitzugehen. Ich muß aber sagen, daß ich innerlich unschlüssig war, ob es nicht besser sei, diesen Menschen zurückzuschicken, der sich mehr verstellte, als er wirklich krank war. Denn es war klar, daß er unsern Fortmarsch stets erschweren würde. Ich hätte ihn wohl auch bestimmt zurückgelassen, wenn ich nicht der Überzeugung gewesen wäre, dafür von den Arabern ausgelacht zu werden.

In unserm ersten Lager, dem Banjamwesidorfe Mtwenkwe, stellte ich nach 1½stündigem Marsch fest, daß viele meiner Leute nach Kwihara zurückgelaufen waren, um sich von ihren Frauen und Freundinnen zu verabschieden. Obschon durch einen erneuten Fieberanfall stark in meiner Willenskraft gelähmt, schickte ich einige zuverlässige Männer nach ihnen mit der Androhung, daß von jetzt an jeder Ausreißer an die Sklavenkette gefesselt werden würde. Nichtsdestoweniger wiederholte sich dieser Ungehorsam noch mehrfach, und ich war gezwungen, meine Drohung wahr zu machen.

Überhaupt hatte meine Expedition in der ersten Woche, während wir Inesufa, Kasegera und Rigandu passierten, viel Mißgeschick. Ich mußte Abdul Kader, den Schneider, der Furcht vor dem Weitermarsch hatte, auf seine flehent-

lichen Bitten entlassen, mußte Erkrankte pflegen, auf diebische Ausreißer ein scharfes Auge haben und schließlich mich immer wieder mit Shaw plagen. Der Mann war völlig unbrauchbar geworden, fiel unausgesezt von seinem Esel und ließ nicht ab von seinen Bitten um Entlassung. Mürbe gemacht, stimmte ich schließlich zu, und am 27. September zog Shaw nach Norden ab, während meine Karawane nach Süden aufbrach, — mit raschern, sicherern Schritten, als ob ein Alp von uns genommen sei.

Wir stiegen einen von Snenitblöden starrenden Berg- rüden hinan und hatten von dort einen Blick über das vor uns liegende Gelände. Was sich uns darbot, war Wald, Wald, nichts als Wald von grüner oder brauner Färbung! Die Wälder hoben sich schichtweise übereinander, ein wahrer Laubozean. Der Horizont bietet an allen Punkten denselben Anblick dar. In weiter Ferne mag sich wohl ein Berg zeigen oder ein hoher Baum, der die übrigen merklich über- ragt und sich scharf vom durchsichtigen Himmel abhebt, aber mit dieser Ausnahme bleibt es immer dasselbe, immer der klare Himmel, stets derselbe Wald, stets derselbe Horizont, Tag für Tag, Woche für Woche. Wir eilen auf einen Bergrüden in der Erwartung einer Veränderung, aber die ermüdeten Augen kehren zur nächsten Umgebung zurück, nach- dem sie über die weite Fläche geschweift, von der Gleich- artigkeit der Landschaft übersättigt.

Nach einem siebenstündigen Marsch machten wir in Ugunda halt, einem etwa 2000 Seelen zählenden, gut be- festigten Dorf mit fruchtbarer Umgebung an der Süd- grenze von Unjanjembe. Auch hier war unter den Ein- geborenen die Furcht vor Mirambo bemerkbar, obgleich sie wiederholte Angriffe dieses kühnen Räubers siegreich zurück- geschlagen hatten. Der weitere Weg führte uns durch einen Wald und durch die um die Dörfer des Kisari zerstreuten Lichtungen in südwestlicher Richtung nach Kifuru.

Während dieses Marsches kamen wir ab und zu an einem ausgetrochneten Pfuhl vorüber, dessen Boden die deutlichen Spuren von Elefanten, Rhinozerossen, Büffeln und Zebras zeigte, was uns Hoffnung machte, daß wir bald auf Jagdtiere stoßen würden. Andererseits war in dieser Gegend das Mufunguru besonders heimisch. Der Wald ist voll von modernden Bäumen, und der Körper des Reisenden nimmt



Das Lager unter dem Baumriesen.

unmerklich das Gift der toten und verwesenden Pflanzenwelt in sich auf. Die Folgen davon sind bisweilen tödlich.

Am 1. Oktober schlugen wir unser Lager in der Nähe eines unter dem Namen Siwani bekannten Teiches auf, unter dem Schatten einer mächtigen Sykomore. Dieser Waldriese hatte einen Umfang von $11\frac{1}{2}$ Meter. Er war der schönste Baum seiner Art, den ich in Afrika gesehen. Der Durchmesser des von dem Baum gespendeten Schattens

war 36 Meter. Die kräftige Gesundheit, deren ich mich zu dieser Zeit erfreute, setzte mich in den Stand, die Umgegend mit Bewunderung zu genießen. Mich ergriff ein in Unjanzembe nicht gekanntes Gefühl von Wohlbehagen und vollständiger Zufriedenheit. . . . Wenn das Tageslicht dahinschwand und die Sonne im Westen rasch hinabsank, den Himmel mit Gold- und Silber-, Safran- und Opalfarben schmückend, wenn dieses prächtige Farbenspiel sich auf den Spitzen des ewigen Waldes widerspiegelte, die heilige Stille des Himmels auf allem ruhte und selbst die rohen Gemüter meiner Umgebung die ganze Herrlichkeit des Naturlebens mitten im ungeheuren, von allen andern menschlichen Wesen leeren Walde tief empfanden: dann trat die Zeit ein, wo wir alle nach vollendeter Tagesarbeit unsere Tabakspfeifen hervorholten und den Lohn unserer Mühen, die der tüchtigen Arbeit folgende Zufriedenheit, in vollen Zügen genießen konnten. Doch meine Gedanken wandten sich bald wieder zu meiner noch unvollendeten Aufgabe, zu dem Manne hin, der tot sein konnte oder vielleicht, ob nah oder fern von mir, jetzt durch einen ebensolchen Wald zog. Vielleicht befanden wir uns beide auf demselben Boden, in demselben Walde — wer weiß es? — und doch war er mir so fern, daß er ebensogut in seiner kleinen Hütte in Uva sein konnte. Mein Herz, sagte ich mir, sei geduldig, du hast eine glückliche Ruhe, um die andere Leute dich beneiden könnten. Für die Gegenwart genügt das Bewußtsein, daß deine Aufgabe heilig ist. Vorwärts und hoffe!“

Bei fürchtbarer Hitze und geplagt von der hier schwärmenden Utesefliege marschierten wir am 2. Oktober 6½ Stunden lang nach Manjara. Unterwegs erblickten wir eine Menge Giraffen. Dieser Anblick wurde mit einem Freudengeschrei begrüßt, denn jetzt wußten wir, daß wir in ein Land jagdbarer Tiere gekommen waren und daß wir in der Nähe des Flusses Gombe viele dieser Tiere sehen würden.

17. In einem Jagdparadies.

In Manjara hatten wir mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen, da man uns wegen des im Lande herrschenden Kriegszustandes weder in das Dorf hineinlassen noch uns Nahrungsmittel verkaufen wollte. Ich versuchte also, den Sultan mit hübschen Geschenken für uns umzustimmen. Das gelang mir aber erst, nachdem ich der ersten Geschenksendung eine zweite hatte folgen lassen, die aus vier guten Tüchern und 8 Metern besten Zeuges bestand. Die Folge war, daß wir nicht nur bald für vier Tage reichlichst mit den besten Lebensmitteln versorgt wurden, sondern daß der Sultan selbst mit 30 Musketieren und 20 Speerträgern erschien, um mir, dem ersten Weißen, der je hier erblickt wurde, seinen Besuch abzustatten. Der Blick befriedigten Erstaunens, den sie auf mich, meine Kleider und Gewehre warfen, ist kaum zu beschreiben. Sie sahen mich einige Sekunden sehr genau an, dann blickten sie auf sich selbst und brachen in ein unbezwingliches Gelächter aus. Mein Dolmetscher berichtete dem Häuptling in der Sprache der Wanjamwesi von der großen Freude, die ich bei dem Anblick meiner Besucher empfände. Nachdem wir eine Zeitlang um die Wette übereinander gelacht, wünschte der Häuptling meine Flinten zu sehen. Die Gewehre, die mit schweren Pulverladungen abgefeuert wurden, veranlaßten sie heunruhigt aufzuspringen und sich dann wieder unter krampfhaftem Gelächter zu setzen. Sobald die Begeisterung meiner Gäste zunahm, griffen sie sich gegenseitig an die Zeigefinger, schraubten und zogen an ihnen herum, daß ich fürchtete, sie würden sie sich verrenken. Dann zog ich meinen Medzinkasten hervor, der ihnen wegen der hübschen Anordnung der Flaschen begeisterte Seufzer entlockte.

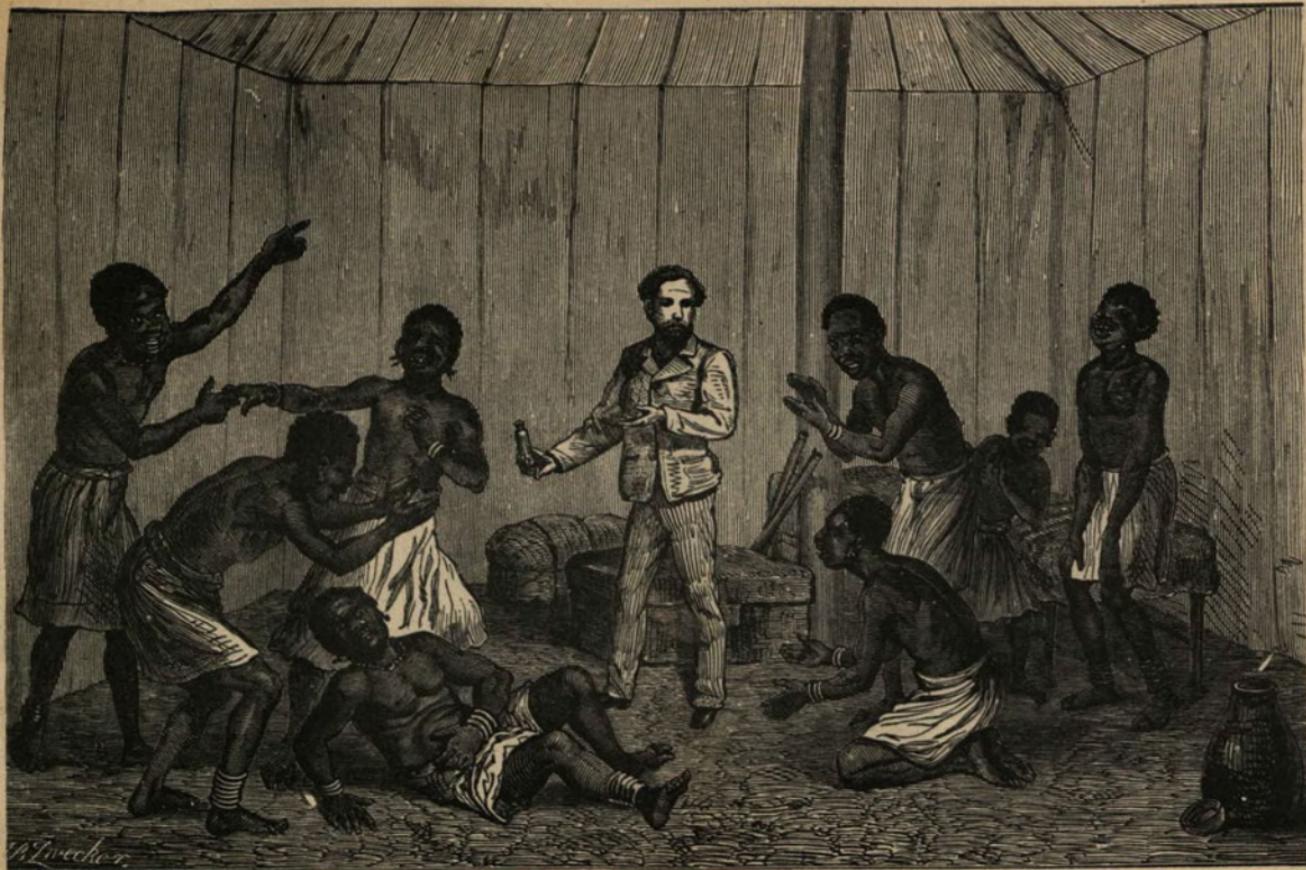
„Hier,“ sagte ich und entlockte eine Flasche mit medizinischem Branntwein, „ist das Mjungu Bombe, das heißt

das Bier des Weißen. Nehmt einmal einen Löffel davon.“ Mit diesen Worten überreichte ich es ihnen.

„Hacht, hacht, o hacht! Was? Ach, was für starkes Bier haben die Weißen. O, wie mein Hals brennt!“

Darauf holte ich eine Flasche konzentriertes Ammoniak, von dem ich ihnen erklärte, daß es gut gegen Schlangenbisse und Kopfschmerzen sei. Sofort klagte der Sultan über Kopfschmerzen und wünschte etwas davon zu haben. Ich befahl ihm, die Augen zu schließen, und hielt dann Seiner Hoheit plötzlich die Flasche unter die Nase. Die Wirkung war märchenhaft; wie angeschossen fiel er auf den Rücken und verzerrte sein Gesicht ganz unbeschreiblich. Seine Häuptlinge brüllten vor Lachen und kniffen einander. So verging der ganze Morgen mit dieser Staatsvisite, von der alle Beteiligten höchst befriedigt waren. „Ach,“ sagte der Sultan beim Weggehen, „diese Weißen wissen alles; mit ihnen verglichen sind die Araber gar nichts!“

Der 4. Oktober sah uns auf dem Marsch nach dem 4½ Stunden entfernten Gombefluß durch eine der schönsten Parklandschaften Afrikas. Von einem Hügel aus erblickten wir plötzlich Herden von Büffeln, Zebras, Giraffen und Antilopen. Hier war endlich das Paradies des Jägers! Daher beeilte ich mich, gleich nach dem Frühstück dem edlen Waidwerk obzuliegen. Die kleinen Antilopen sprangen wie Kaninchen vor mir her, als ich mich durch das Unterholz dahinschlich. Zirpend hüpfte der Honigvogel von Baum zu Baum, als ob er glaubte, daß ich dem süßen Schatz nachspürte, dessen Versteck er allein kannte; doch wünschte ich an diesem Tage weder die kleinen Antilopen noch Honig, sondern etwas Großes. Scharfäugige Fischadler und Bussarde auf den Bäumen am Gomba dachten wohl mit Recht, daß ich ihnen nachstelle, als sie bei meiner Annäherung in raschem Fluge davoneilten. Doch nein, diesmal hatte ich es auf Zebras, Giraffen, Elen und Büffel abgesehen!



Der Sultan von Manjara nimmt Medizin.

Nachdem ich dem Laufe des Gombe ungefähr 1½ Kilometer gefolgt war, bot sich mir ein Schauspiel, das mich im Innersten entzückte. Nur 150 Schritt von mir befanden sich Zebras. Mit den Schweifen peitschten sie die schönen gestreiften Körper und bissen sich gegenseitig. Der Anblick war herrlich, und noch nie vorher war ich mir so klar dessen bewußt, daß ich in Zentralafrika sei. Ich fühlte mich im Augenblick stolz darüber, ein so ungeheures,



Zebras.

von so edlem Gethier bewohntes Jagdgebiet zu besitzen. Hier hatte ich im Bereich einer Kugel jedes der schönen Tiere, des Stolzes der afrikanischen Wälder. Dennoch ließ ich meine Flinte zweimal sinken, da ich die herrlichen Tiere nicht verwunden wollte, aber paff! — und eines von ihnen lag auf seinem Rücken. Hurra, ich hatte Zebrabraten zum Abendessen!

Nach beendigter Jagd gedachte ich ein Bad zu nehmen, wozu der still und friedlich dahinfließende Gombefluß nicht

minder einlub wie die Hitze. Aber eben im Begriff, mit einem Kopfsprung in das Wasser zu tauchen, bemerkte ich noch zu rechter Zeit einen langen Körper auf meine Badestelle hinschießen: gerechter Himmel, ein Krokodil! Ich ge-



Antilopen.

lobte mir, mich nie wieder durch die verräterische Ruhe eines afrikanischen Flusses zu einem Bade verlocken zu lassen.

Nicht minder eindrucksvoll war der Abend dieses besonderen Tages. Leise schlichen sich verschiedene Raubtiere außerhalb unseres Lagers durch die dunklen Wälder. Um jedes Lagerfeuer sah man dunkle Männergestalten hocken;

der eine nagte an einem saftigen Knochen, der andere zog das fette Mark aus dem Bein eines Zebras, ein dritter drehte einen fleischbedeckten Stod am Feuer, ein vierter briet eine große Rippe. Die Flammen warfen ihren Schein über unser Lager, und im Dunkel des Laubes wurden zauberhafte Schatten sichtbar. Es war ein wildes, abenteuerliches, vielgestaltiges Bild. Doch meine Leute kümmerten sich wenig um diese eindrucksvolle Stimmung: sie waren vielmehr beschäftigt, sich ihre verschiedenen Erlebnisse zu erzählen und sich mit den kräftigen Fleischspeisen, die unsere Flinten uns verschafft hatten, vollzustopfen.

Die beiden folgenden Tage setzten wir unser Jagdvergnügen eifrig fort: unsere Beute bestand, von den Wildvögeln abgesehen, aus zwei Büffeln, zwei wilden Ebern, vier Antilopen und einem Zebra.

18. Gefährliche Meuterei.

Als wir am 7. Oktober aufbrechen wollten, zeigte sich unter den fleischliebenden und gefräßigen Wangwana eine deutliche Unlust, sich von diesem paradiesischen Ort zu trennen. Die Führer Bombay und Ambari hatten sie aufgehezt. Die bösen Gesichter und die verdriehliche Art ihres scheinbaren Gehorsams ließen mich nichts Gutes ahnen. In der That warfen die Leute schon nach halbstündigem Marsch ihre Ballen nieder und standen in aufgeregtem Gespräch da. Daher hielt ich es für geboten, meine Waffen schußbereit zu machen. Als ich auf eine Gruppe hinzutrat, griffen die Leute in der That zu den Flinten. Als Räbelsführer erkannte ich sofort Asmani, einen Bagasi aus Sansibar, von herkulischem Körperbau, und Mabruki, den Führer Scheich ben Nasibs. Kaltblütig zielte ich auf sie, und drohte, ihnen die Köpfe zu zerschmettern, falls sie nicht vorträten, um mit mir zu sprechen. Da es gefährlich war, einem solchen Befehl

nicht nachzukommen, kamen sie sogleich; ich sah aber, daß Asmani die Finger am Drücker seiner Flinte bewegte. Wiederum drohte ich, ihn sofort zu erschießen, wenn er nicht seine Flinte fortwerfe.

Mit grinsendem Gesicht kam Asmani heran, aus seinen schurkischen Augen jedoch blickte die unheimliche Absicht zum Mord klar hervor. Mabruki schlich sich hinter mich; ich hielt ihm die Mündung meiner Flinte sofort vor das boshafte Gesicht und befahl ihm, sein Gewehr fortzuwerfen. Rasch ließ er es aus der Hand fallen, und ich gab ihm mit meiner Flinte einen so kräftigen Stoß vor die Brust, daß er taumelnd hinfiel. Hierauf befahl ich Asmani, sein Gewehr niederzulegen, wobei ich eine kräftige Bewegung mit meiner Flinte machte. Nie war ein Mensch dem Tode näher als Asmani während dieser kurzen Augenblicke. Doch wollte ich nicht gerne Blut vergießen; gelang es mir aber nicht, diesen Schurken einzuschüchtern, so war es mit meinem Ansehen zu Ende. In Wahrheit fürchteten sich alle, weiterzuziehen, und die einzige Möglichkeit, sie dazu zu bewegen, war durch Gewalt und durch Ausübung meiner ganzen Willenskraft, selbst wenn ein Einzelner seinen Ungehorsam mit dem Tode zu büßen hätte. Als ich mir eben klar machte, daß Asmani seinen letzten Augenblick auf Erden verlebt habe, da er seine Flinte an die Schulter hob, trat eine Gestalt hinter ihm hervor, fegte sein Gewehr mit einer kräftigen Bewegung zur Seite, und ich hörte, wie der erschreckte Mabruki sagte: „Mensch, wie wagst du es, deine Flinte gegen den Herrn zu richten?“

Darauf warf sich Mabruki mir zu Füßen und bat mich, ihn nicht zu bestrafen. „Jetzt sei alles vorüber,“ sagte er, „es würde keine Zänkereei mehr vorkommen, und sie würden alle mit mir ohne jeden Streit zum Tanganika gehen und — Inshallah! — wir werden den alten Mjunga in Udjidji finden. Sprecht, freie Männer, werden wir nicht an den

Tanganika gehen, ohne weitere Unruhe? Sagt das dem Herrn einstimmig.“

Alle riefen laut: „Ai Wallah, ai Wallah! Bana jango! Samuna manneno mgini!“ „Ja, bei Gott, ja, bei Gott, mein Herr! Es gibt keine andern Worte!“

„Bitte den Herrn um Verzeihung oder mach', daß du fortkommst!“, sagte Mabruki nun gebieterisch zu Usmani, und dieser tat es sofort, zu unser aller Freude.

Nun gewährte ich allen Verzeihung, mit Ausnahme von Bomban und Ambari, die ich in Ketten zu legen befohl. Der Aufbruch zum Weitermarsch ging jetzt mit erstaunlicher Munterkeit vor sich, und als nach einer halben Stunde auch Ambari und Bomban mit zitternder Stimme um Verzeihung baten, erließ ich auch diesen beiden Aufwieglern die wohlverdiente Strafe.

Nach 4½ Stunden kamen wir an dem Siwani an. Von hier aus mußten wir uns aber des schlechten Wassers wegen noch 1½ Stunden weiter bis zu einer Tongoni genannten Richtung begeben, um unsern brennenden Durst zu löschen. Hier fanden wir Dörfer, die von Mirambos Kriegen, den Ruga-Ruga, eingeäschert worden waren. Überhaupt war während dieses Teiles unserer Wanderung allenthalben von Kriegen der Eingeborenen die Rede und die Stimmung dementsprechend, so daß ich mein Lager immer an vorsichtig gewählten Stellen aufschlagen mußte. In dieser Weise passierten wir Marefu, wo ich den Führer einer arabischen Abordnung antraf, der mich dringend vor dem Weitermarsch warnte. Ich nahm hierauf insoweit Rücksicht, als ich eine weniger gefährliche Richtung, von West nach Nord, dem Tanganika zu, einzuschlagen beschloß.

Wir befanden uns jetzt, nach Überschreitung des Gombe, in Utonongo, und als wir auf unserm weitem Wege Utende und Mwaru passiert hatten, begannen wir allmählich den Einfluß des Tanganika wahrzunehmen: obwohl noch 12 bis

15 Märsche zwischen uns und dem See lagen, wurde das Gebüsch dichter und das Gras sehr hoch, wie in der See-
gegend von Utwere und Ukami. Hier hörten wir auch von
einer Karawane, die geradeswegs von Ufipa angekommen
war, daß ein Weißer, den ich für Livingstone hielt, in Urua
sein sollte.

In dem Gebiet des Häuptlings Mrera, in das wir nun
kamen, sahen wir eine kleine Herde wilder Elefanten. Zum
erstenmal geschah es, daß ich diese Tiere in ihrer natür-
lichen Wildheit erblickte, und ich werde nicht leicht den ersten
Eindruck vergessen, den sie auf mich machten. Nach meinem
Dafürhalten verdient der Elefant den Titel eines Königs
der Tiere; seine ungeheure Gestalt, die majestätische Art,
mit der er den Eindringling in seinem Gebiet anschaut, sein
ganzes machtbewußtes Wesen sind gute Gründe für diesen
Titel. Die Zerstörung, die eine solche Elefantenherde in
einem Walde anrichtet, ist fürchtbar. Wenn die Bäume noch
jung sind, kann man sie in dichten Reihen entwurzelt auf
der Erde liegen sehen; sie bezeichnen die Spur der Elefanten,
die sich mit wüchtigem Tritt den Weg durch Wald und
Didicht gebahnt haben.

Im Westen über Mrera hinaus lag eine Wildnis,
zu deren Passierung wir, wie man uns sagte, neun Tage
brauchen würden. Es trat daher an uns die Notwendigkeit
heran, uns mit einem großen Vorrat Korn zu versehen.
Dieses mußte, ehe wir die vor uns liegende große un-
bewohnte Wüste betraten, gemahlen und gesiebt werden;
es gab also reichliche Arbeit.

19. Jagdabenteuer mit einem Eber.

Am 17. Oktober sagten wir Mrera Lebewohl und brachen
nach Nordwesten auf. Mein Verhältnis zu allen Leuten
war jetzt sehr freundschaftlich, da wir schon, wie Mabruki
sagte, „die Fische des Tanganika riechen“ konnten. An

zahlreichen kunstvollen Termitenhügeln vorbei kamen wir bald in ein bergiges Gelände. Duzende von Bergkegeln lagen in der Ebene zerstreut, die sich von Südukonongo in das Gebiet der Wasipa erstreckt und bis an die Ritwaebene reicht. Wir sahen hier die Wasserscheide des Kungwaflusses, der sich im Süden in den Tanganika ergießt, und die des Malagarasiflusses, den der Tanganika etwas nördlicher aufnimmt. Ein länglicher Bergrücken bildete die Wasserscheide der beiden Flüsse.

Die vielen dschungelbestandenen gefährlichen Sümpfe dieser Gegend, die ihr Wasser langsam der Ritwaebene zusichern lassen, bilden in ihrem Endabfluß den schlammigen „Fluß“ Usense, der seinerseits später mit einem von Osten kommenden und sich in den Tanganika ergießenden Fluß zusammentrifft. Der Marsch war schwierig, und ich sank gelegentlich bis an den Hals in den Schlamm. Unterwegs begrüßte mich eine Gesandtschaft von Simba, dem „Löwen“, dem Herrscher von Kasera in Südunjamwesi. Die Sendboten erklärten mir, ihr Herr bäte mich, ihm zum Zeichen meiner Freundschaft ein Tuchgeschenk zu machen. Im Interesse des Friedens willfahrte ich diesem eigenartigen Anliegen.

Auch in der jetzt von uns durchzogenen Gegend herrschte vielfach Kriegszustand, wodurch das wiederholte Antreffen verlassener und zerstörter Dörfer erklärt wurde. Am 22. Oktober bekam ich zum erstenmal einen Leoparden zu Gesicht, der, ebenso wie der Löwe, hier heimisch ist.

Wir schlugten unser Lager an einem kristallklaren Bache auf. Bald nach unserer Ankunft wurden die Ziegen und Esel der Karawane ans Wasser getrieben. Um dahin zu kommen, mußten sie einen Tunnel passieren, den Elefanten und Rhinocerosse in dem zu mächtiger Höhe emporgewachsenen gewachsenen Farnkraut gebrochen hatten.

Raum hatten sie den dunkeln Höhlendurchgang betreten, als ein schwarzgefleckter Leopard hervorsprang und seine

Klauen in den Nacken eines der Esel einschlug, so daß dieser vor Schmerz fürchtbar ausschrie. Die andern Esel stimmten in den schrecklichen Chor mit ein und schlugen mit den Hinterbeinen so sehr gegen die Räuberlaxe in die Luft, daß der Leopard durch das Didicht davonsprang, als ob er von dem lärmenden Geschrei, das sein Angriff erzeugt hatte, erschreckt worden sei. Der Hals des Esels zeigte einige starke Wunden, doch das Tier war nicht gerade gefährlich verletzt.

In der Hoffnung, daß ich vielleicht ein Abenteuer mit einem Löwen oder Leoparden in jenem dunkeln Gürtel hoher Bäume haben könnte, schlenderte ich den schrecklichen Platz entlang in Begleitung des Gewehrträgers Kalulu, der zwei Flinten und größern Munitionsvorrat bei sich trug. Vorsichtig krochen wir dahin und schauten scharf aus in die tiefen, dunkeln Höhlen. Jeden Augenblick erwarteten wir, den berühmten Monarchen des Didichts zu erblicken, wie er eben auf uns zuspringen wollte, und ich hatte ein besonderes Vergnügen daran, mir den Glanz und die Majestät des wütenden Tieres vorzustellen, wenn er vor mich hinträte. In jede dunkle Öffnung schaute ich genau hinein in der Hoffnung, das tödliche Glänzen der großen wütenden Augen und die finsterblickende Stirn des Löwen zu sehen; aber leider, nachdem ich eine Stunde nach Abenteuern ausgeschaut, war mir nichts begegnet. Dadurch wurde ich mutig und kroch in eine der belaubten dornigen Höhlen, wo ich mich alsbald unter einem Laubdach befand, das sich ungefähr 30 Meter über meinem Kopf breitete. Wer kann sich die Lage vorstellen? Es war eine ebene, wiesenartige Lichtung. Dichtes undurchdringliches Didicht umgab uns; jene stattlichen Bäume, die in bedeutender Höhe lebhaft grüne Laubmassen trugen, durch welche kein einziger Sonnenstrahl durchdringen konnte, standen ringsum, während zu unsern Füßen der Bach über glatte Riesel dahinmurmelte. Wer hätte diese heilige feierliche Harmonie der Natur entweihen können? Doch gerade

als ich es für unmöglich hielt, daß jemand sich versucht fühlen könne, die friedliche Einsamkeit des Ortes zu stören, erblickte ich einen Affen hoch auf einem Baumzweig über meinem Kopfe, der sich mit erschrocken Bliden die untenstehenden sonderbaren Eindringlinge beschaute. Nun konnte ich nicht umhin, laut und lange zu lachen, bis ich von dem Chaos von Geschrei und sonderbaren Geräuschen, die mein Lachen zu erwidern schienen, zur Ruhe gebracht wurde. Eine Herde Affen, die in dem dichten Laube oben verborgen war, war grausam aufgeweckt worden, und durch den von mir verursachten Lärm erschreckt eilten sie mit furchtbarem Getöse und Geheule von dem Schauplatz.

Wieder ins helle Sonnenlicht hinaustretend, schlenderte ich suchend weiter. Bald sah ich in dem Walde, der zur Linken an das Bachtal grenzte, einen großen, rötlichen, wilden, mit fürchterlichen Hauern bewaffneten Eber ruhig grasen. Ich ließ Kalulu sich hinter einen Baum verkriechen und warf meinen Sonnenhut dicht daneben hinter einen andern, damit ich das Tier um so sicherer stellen könne. Darauf ging ich bis auf eine Entfernung von etwa 40 Meter auf den Eber zu, zielte bedächtig und feuerte auf seine vordere Schulter. Das Tier machte einen wütenden Sprung, als ob es durchaus nicht verletzt sei. Dann stand es mit emporstehenden Borsten und aufwärtsgebogenem buschigem Schweif da, ein furchtbarer Anblick. Während es so aufhorchte und mit den scharfen kleinen Augen die Nachbarschaft durchmusterte, jagte ich ihm noch einen Schuß in die Brust, der ihm durch den Körper drang. Anstatt jedoch zu fallen, wie ich erwartet hatte, machte das Tier einen furchtbaren Angriff in der Richtung, aus der die Kugel gekommen war. Es sauste an mir vorbei, und ich feuerte noch eine Kugel ab, die es durchbohrte. Trotzdem lief es weiter, bis es in einer Entfernung von sechs bis sieben Schritt von den Bäumen anlangte, hinter denen Kalulu und mein Hul



Der angeschossene Eber.

lagen. Hier machte es plötzlich halt und stürzte hin. Als ich mich ihm aber mit meinem Messer nähern wollte, um ihm den Hals durchzuschneiden, sprang es plötzlich auf; es hatte den kleinen Kalulu erblickt, und fast unmittelbar darauf wurden seine Augen durch meine weiße Kopfbedeckung angezogen. Diese Gegenstände schienen für den Eber zu viel zu sein; mit einem schrecklichen Grunzen stürzte er sich seitwärts in ein dichtes Gestrüpp, aus dem man ihn nicht herausziehen konnte. Da es aber jetzt zu spät wurde und das Lager fast 5 Kilometer entfernt war, so mußte ich, obwohl ungern, ohne diese Beute heimkehren.

Auf unserm Wege ins Lager wurden wir von einem großen Tiere begleitet, das uns beständig auf der linken Seite folgte. Es war zu dunkel, um deutlich sehen zu können, doch war eine große Gestalt in nicht ganz klaren Umrissen erkennbar. Es muß ein Löwe gewesen sein, wenn es nicht der Geist des toten Ebers war.

In jener Nacht wurden wir ungefähr um 11 Uhr durch das Gebrüll eines Löwen dicht am Lager aufgeschreckt. Bald kam noch einer und schließlich ein dritter hinzu; die Neuheit der Sache hielt mich wach. Ich spähte durch die Pforte des Lagers und versuchte, ein gezogenes Gewehr, nämlich meine kleine Winchesterflinte, auf deren Genauigkeit ich großes Vertrauen setzte, gegen ein Tier zu richten. Es war schade um die Patronen, sie hätten ebensogut mit Sägespänen gefüllt sein können, so wenig nützte mir mein Schießen. Mißmutig über die elende Munition ließ ich die Löwen allein und kehrte auf mein Lager zurück, wo ich von ihrem Brüllen in den Schlaf gewiegt wurde.

20. Eine freudige Nachricht.

Am nächsten Tage marschierten wir aus unserm Jagdparadies weiter in den dichtbewohnten Bezirk Rusawa im Gebiet von Ulawendi, wo wir im Dorf Itaga rasteten.

Der gewöhnliche, weitere Weg der Karawanen in das Innere geht nach Usowa am Tanganika, welchen wichtigen Ort auch wir als unser Ziel vorgemerkt hatten. Diese Richtung verbot sich aber wegen des Krieges, den der Sultan von Usowa gegen die Wasavira führte. Bei der Beratung über den nun einzuschlagenden Weg hielten die Erfahrungen meiner Leute es für das beste, an den Malagarasi zu ziehen.

Die jetzt folgenden Marschtage vom 25. bis 30. Oktober gehörten zu den beschwerlichsten meiner Expedition, da wir uns, ohne Führer und mit Nahrungsmitteln für bloß drei Tage versehen, auf den Marsch begeben mußten. Zunächst galt es, dem Ansinnen meiner Leute entgegenzutreten, die den Aufbruch um einen Tag zu verschieben wünschten, um noch einen von ihnen erlegten Büffel in Ruhe zu verzehren. Unterwegs, am rechten Ufer des Rugufusses, war es trotz des vorhandenen Wildes nicht möglich, uns Fleisch zu verschaffen, und während des Marsches durch die gebirgige Gegend, die zu den wildesten und erhabensten von Afrika gehört, aber nirgends eine Spur von Kultur zeigt, waren unsere knappen Vorräte bald bis auf 1½ Pfund Mehl verbraucht. Um die hungernden und laut zu Allah um Nahrungsmittel betenden Leute zu befriedigen, ließ ich für alle Tee bereiten, zu dem sie Früchte, die sie im Walde fanden, verzehrten. Dann ging es weiter, mit dem Entschluß, so lange zu marschieren, bis wir Lebensmittel finden oder vor Schwäche umfallen würden. Endlich kam uns am 30. Oktober in einem von steilen Bergen umgebenen Tal ein Dorf zu Gesicht, was den Leuten ein lautes Freudengeschrei entlockte. Es war „Welled Mosogeras“ in Uvinsa, zu deutsch „das Dorf des Sohnes von Mosogera“, dem ersten Häuptling dieses Bezirkes. Der von dem Vater Mosogera geführte Krieg um die Salzgruben am Malagarasi zwang uns aber, unsere Marschrichtung wieder zu ändern und einen nördlichen Weg nach Ubidji einzuschlagen, wobei uns der Sohn Mosogeras gegen eine

Entschädigung in Tuchen mit Vorräten und Führern versah.

Das erste Hindernis auf dem Weitermarsch bot ein zwischen uns und dem Malagarasifluß liegender verräterischer Sumpf, in dem kurz vor unserer Ankunft eine Karawane von 35 Köpfen mit Mann und Maus versunken war. Nach dieser unheimlichen Stelle, die wir dank größter Vorsicht ohne Unfall passierten, galt es im Gebiet des Häuptlings Kiala, der ebenfalls ein Sohn des mächtigen Mogera war, die Erlaubnis zum Überschreiten des Malagarasi zu erkaufen. In stundenlangem Feilschen glückte es Asmani und Bomban, der darüber ganz heiser wurde, die anfängliche Forderung auf etwa die Hälfte, auf etwa 90 Meter Tuch, herabzudrücken. So gelangten wir zu der 1½ Stunden westlich von Kialas Behausung liegenden Ihatainsel am linken Ufer des Malagarasi. Hier mußte abermals, diesmal mit dem Nachenbesitzer an der Fährre, wegen des Übersetzens gefeilscht werden. Dieser Mann steigerte seine Forderungen bei jeder neuen an die Nachen herantretenden Partie, und uns blieb nichts übrig, als zu zahlen. Um die Prüfungen dieses Tages voll zu machen, versank im Strom vor unsern Augen ein schöner Esel aus Unjamwesi, den ein Krokodil an der Kehle gepackt hatte.

Dafür wurde ich am Tage darauf, am 3. November, durch eine freudige Nachricht entschädigt. Es erschien aus der Richtung von Ubidji eine Karawane von 80 Waguha, einem Stamme, der ein Gebiet im Südwesten des Tanganika bewohnt. Durch sie erfuhren wir, daß ein Weißer gerade aus Manjema in Ubidji angekommen sei. Diese Nachricht setzte uns alle in Erstaunen.

„Ein Weißer?“ fragten wir.

„Ja, ein Weißer“, war die Antwort.

„Wie ist er angezogen?“

„Wie der Herr“, erwiderten sie, auf mich deutend.

„Ist er jung oder alt?“

„Er ist alt; er hat weißes Haar auf dem Gesicht und ist krank.“

„Von wo ist er hergekommen?“

„Aus einem weit hinter Uguha liegenden, Manjema genannten Land.“

„Wirklich? Und hält er sich jetzt in Udjidji auf?“

„Ja, wir haben ihn vor ungefähr acht Tagen gesehen.“

„Glaubt ihr, daß er dort bleiben wird, bis wir ankommen?“

„Sigue, das wissen wir nicht.“

„Ist er schon in Udjidji gewesen?“

„Ja, er hat es vor langer Zeit verlassen.“

Hurra, das war Livingstone! Das mußte er sein! Es konnte kein anderer sein. Aber vielleicht war es doch ein anderer, irgend jemand von der Westküste, oder vielleicht der Afrikareisende Sir Samuel Baker? Nein, Baker hatte kein weißes Haar. Aber jetzt mußten wir rasch marschieren, damit er nicht hörte, daß wir im Anzuge seien, und etwa vorher weglief. Ich versprach jedem meiner Leute ein besonderes Geschenk für den möglichst ununterbrochenen Marsch nach Udjidji, und voller Hoffnung brachen wir von den Ufern des Malagaraji auf.

21. Der großen Stunde entgegen.

Unbehelligt durchwanderten wir das von einem Häuptling mit Namen Makumbi gefährdete Gebiet. Dieser Makumbi war von einem siegreichen Feldzuge heimgekommen und griff, nach gewohnter Ortssitte, im Rausch seines Erfolges sogar die Dörfer des eigenen Stammes an. Wir gelangten nach Kawanga im Gebiet des Sultans von Ugha. Hier verlor der Häuptling des Ortes keine Zeit, uns zu verständigen, daß er der Zolleinnehmer für Seine Hoheit sei. Er erklärte, er sei der einzige in Kimenji, dem östlichen

Teil von Uhha, der Tribut verlangen könne, und es würde für uns selbst eine Ersparnis an Mühe sein, wenn wir seine Forderung von 50 Meter guten Tuches sofort erfüllten. Das hielten wir aber keineswegs für das beste Verfahren und wir begannen, diese Forderung herabzudrücken. Nach sechsstündigem heißem Reden verringerte der Häuptling sein Verlangen, allerdings ging er nur um 8 Meter herunter, und wir wollten dafür durch Uhha bis an den Rusugifluß reisen dürfen, ohne weiter etwas bezahlen zu müssen.

Es kam aber anders. In der Nähe des Dorfes Lutomo, zu dem wir inzwischen gelangt waren, stellte sich uns mit feierlicher Begrüßung Mionvu vor, der erste Häuptling unter dem König von Uhha, und erklärte mir in langer Rede, daß nur die Zahlung von Tribut die Frage des friedlichen Durchzuges meiner Karawane günstig lösen könne. Mein Hinweis auf die schon erfolgte Zahlung wurde alsbald mit der Mitteilung zurückgewiesen, daß der Häuptling von Kawanga jenen Tribut für sich selbst behalten und daß ich nunmehr 100 Tücher — also fast zwei Ballen! — dem König von Uhha zu spenden habe. Andernfalls würde das ganze Gebiet von Uhha sich gegen uns erheben. Schließlich mußten wir uns zur Zahlung von $1\frac{1}{4}$ Ballen bequemen und traurig zogen wir am nächsten Morgen unseres Weges.

Mein Tuchvorrat war arg gemindert. Bei maßvollem Haushalten hätte er zwar gereicht, um bis an den Atlantischen Ozean zu kommen, aber noch ein paar Leute vom Schlage Mionvus, und ich hätte mich nicht einmal bis Udjibji durchschlagen können. Richtig stellte sich im Dorfe Kahirigi der — Bruder des Königs von Uhha ein und verlangte ebenfalls Tribut! Zugleich erfuhr ich, daß im Umkreis von zwei Stunden noch fünf ähnlich habgierige Häuptlinge wohnten! Ich war in nicht zu beschreibender Aufregung.

Schließlich kam ich, nachdem der Häuptling von Kahirigi seinen Tribut erhalten, zum Entschluß, meine Karawane in

der Nacht in das Didicht an der Grenze von Uhha und Uvinsa zu führen und unter tiefstem Stillschweigen aus dem Gebiet dieser elenden nackten Räuber hinauszuführen. Das war nicht leicht, da schon ein Flintenschuß das ganz flache Land auf die Beine gebracht haben würde. Ein uns unterwegs begegnendes kreischendes Weib mußte geknebelt werden, um uns nicht zu verraten; beim Haltmachen durften weder Zelte errichtet noch Feuer gemacht werden, und sogar unsere Ziegen und Hühner mußten geschlachtet und am Wege liegen gelassen werden, damit sie uns nicht durch ihr Medern und Gaderen verrieten. So kamen wir durch die wildreiche Gegend, am Musunjasee vorbei, über Bäche, Flüsse und durch Dschungeln vorwärts. Am Rugufusflusse hörten wir einen Lärm wie von fernem Donner: es war der jenseits des Tanganika befindliche Rabogowasserfall, dessen Tosen von uns in einer Entfernung von mehr als 100 Kilometer gehört wurde!

Endlich, nach langen, anstrengenden Märschen, hatten wir das böse Uhha hinter uns und traten in Ukaranga ein, was wir mit jauchzendem Freudengeschrei taten. Ob schon von den freundlichen Eingeborenen gastlich begrüßt, hatten wir keine Zeit, uns aufzuhalten. Denn ich wurde durch fast unbezwingliche Empfindungen vorwärts getrieben und wünschte meinen Zweifeln und Befürchtungen ein Ende zu machen. War Livingstone noch in Ujijiji? Hatte er von meiner Annäherung gehört? Würde er die Flucht ergreifen?

Rasch ging es vorwärts durch das malerische Land, und am 10. November — dem 236. Tage seit Bagamojo, dem 51. seit Unjanjembe — war ich nur noch zwei Stunden vom Tanganika entfernt. Ich eilte, vor Erregung fast weinend, einen Berg hinauf — da war er endlich, der ersehnte See! Und das waren die blauschwarzen Berge von Ugoma und Ukaramba. Eine ungeheure weite Fläche, ein glänzendes Silberbett — darüber ein leuchtender blauer Baldachin —

hohe Berge als Falkensaum, Palmenwälder seine Fransen! Der Tanganika! Hurra! Und die Leute erwidern das Jubelgeschrei des Angelsachsen mit lauten Zurufen. Die großen Wälder und Berge scheinen sich an unserm Triumph zu beteiligen.

Schnell eilten wir weiter. Wir hielten an einem kleinen Bach, dann stiegen wir eine nackte Hügelkette hinauf. Diese allein hinderte uns daran, den See in seiner ganzen gewaltigen Ausdehnung zu überblicken. Wir erklimmen den Gipfel bis an seinen westlichen Rand und — der Hafen von Udjidji lag in Palmen gehüllt nur 500 Schritt von uns entfernt! In diesem großen Augenblick dachten wir nicht mehr an die unzähligen Meilen, die wir marschiert, an die zahllosen Berge, die wir erklettert, an die vielen Wälder, die wir durchwandert hatten. Die Erinnerung an die Didichte und Dschungeln, die uns belästigt, an die heißen Salzebenen, die uns die Füße verbrannt, an die glühende Sonne, die uns versengt hat, die Erinnerung an alle Gefahren und Beschwerden, die jetzt glücklich hinter uns lagen, ist verschwunden! Endlich war die große Stunde da! Jetzt waren unsere Träume, Hoffnungen und Ahnungen erfüllt! Unsere Herzen und Empfindungen versuchten zu erraten, in welcher Hütte der weiße Mann mit dem grauen Bart, von dem man uns am Malagarasi berichtet, wohl wohnte.

„Entfaltet die Fahne und ladet die Gewehre!“

„Ai Wallah, ai Wallah, Bana!“ erwiderten die Leute eifrig.

„Eins, zwei, drei — Feuer!“

Eine Gewehrsalve von fast 50 Flinten dröhnte wie ein Salutschuß von einer Artilleriebatterie.

„Jetzt, Kirangosi, halte die Fahne des Weißen hoch, und ihr, Leute, feuert weiter, bis wir vor dem Hause des Weißen stehen. Hier in Udjidji gibt es Fische und Bier und eine lange Rast für euch! Vorwärts marsch!“

22. Die Begegnung mit Livingstone.

Als wir hundert Schritt weiter gegangen waren, hatten unsere Schüsse den gewünschten Erfolg. Wir hatten Ubidji benachrichtigt, daß eine Karawane im Anzug sei, und zu Hunderten sah man die Leute uns entgegenströmen. Der bloße Anblick der Fahnen ließ jedermann wissen, daß wir eine Karawane seien, doch erregte die von dem riesigen Usmani — der das Gesicht heute zu einem beständigen Lächeln verzog — hochgetragene amerikanische Flagge allgemeines Erstaunen. Viele der Leute, die sich jetzt uns näherten, erinnerten sich aber der Flagge, denn sie hatten sie über dem amerikanischen Konsulat und vom Mast so manchen Schiffes im Hafen von Sansibar wehen sehen und sie begrüßten sie alsbald mit den Rufen: „Bindera Msungu! Die Flagge eines Weißen! Bindera merikani! Die amerikanische Flagge!“

Dann umgaben sie uns, die Wadjidji, Banjamwesi, Wangwana, Warundi, Waguha, Manjema und Araber, und machten uns fast taub mit ihrem Geschrei „Jambo, jambo, bana! jambo, bana!“, da jeder einzelne meiner Leute in dieser Weise begrüßt wurde.

Noch befinden wir uns etwa 300 Schritt vom Dorfe Ubidji, und mich umgibt eine dichte Menge. Plötzlich höre ich eine Stimme zu meiner Rechten in englischer Sprache mir zurufen:

„Guten Morgen, mein Herr!“

Erstaunt darüber, diese Begrüßung inmitten einer solchen Menge Schwarzer zu hören, lehre ich mich rasch um, um den Mann zu betrachten, und erblicke ihn an meiner Seite mit ganz schwarzem, aber belebtem, frohem Gesicht, in einem langen weißen Hemd, einen Turban von amerikanischer Leinwand um das wollige Haupt gewunden, und frage ihn: „Wer sind Sie denn?“

„Ich bin Susi, der Diener von Dr. Livingstone“, sagte er lachend und eine glänzende Reihe Zähne zeigend.

„Was? Ist Dr. Livingstone hier?“

„Jawohl!“

„In diesem Dorfe?“

„Jawohl!“

„Ganz bestimmt?“

„Ganz bestimmt. Ich habe ihn ja eben verlassen.“

„Nun, Susi, laufen Sie, um dem Doktor mitzuteilen, daß ich komme.“

„Jawohl, Herr!“ Und wie ein Toller schnellte er davon.

Jetzt waren wir 200 Schritt von dem Dorfe entfernt.

Die Menge wurde dichter und versperrte uns fast den Weg. Flaggen waren gehißt, Araber und Wangwana drängten sich durch die Scharen der Eingeborenen, um uns zu begrüßen, denn nach ihrer Ansicht gehörten wir zu ihnen. Alle waren in höchstem Grade erstaunt und fragten: „Wie kommt ihr von Unjanjembe?“

Bald kam Susi zurückgelaufen und fragte mich nach meinem Namen. Er hatte dem Doktor gesagt, daß ich im Anzuge sei, dieser aber war zu sehr erstaunt, um es zu glauben, und als er ihn nach meinem Namen fragte, war Susi in Verlegenheit geraten.

Während Susis Abwesenheit war dem Doktor jedoch die Nachricht zugekommen, daß es wirklich ein Weißer sei, dessen Flinten abgeseuert und dessen Fahnen zu sehen waren, und die großen arabischen Würdenträger von Ujdjidi hatten sich vor des Doktors Haus versammelt und dieser war aus seiner Veranda getreten, um die Sache zu besprechen und meine Ankunft zu erwarten.

Mittlerweile hatte die Spitze der Expedition haltgemacht; der Kirangosi war aus den Reihen getreten, hielt seine Flagge hoch, und Selim sagte mir: „Ich sehe den Doktor. Ach, was für ein alter Mann das ist! Er hat einen ganz

weißen Bart.“ Und ich — was hätte ich nicht darum gegeben, einen Augenblick allein in der Wildnis sein zu können, um meiner Freude ungesehen in irgendeinem tollen Streiche Luft zu machen, um nur die Erregung, deren ich kaum Herr werden konnte, zu beschwichtigen. Rasch klopf mir das Herz; doch ich darf meine Empfindungen nicht durch einen Gesichtsausdruck verraten, der der Würde Abbruch tun



Livingstones Diener Sufi.

könnte, die ein Weißer unter solchen außergewöhnlichen Umständen an den Tag legen muß.

Ich tat also, was ich für das Würdigste hielt. Ich drängte die Menge zurück und schritt durch eine lebendige Allee von Menschen, bis ich an den von Arabern gebildeten Halbkreis gelangte, an dem vorn der Weiße mit dem grauen Bart stand. Als ich langsam auf ihn zutrat, bemerkte ich, daß er blaß und ermüdet ausah und einen grauen Bart

hatte, eine bläuliche Mütze mit verschossenem goldenem Bande, eine kurze rote Jacke und ein paar graue Hosen trug. Ich wäre gern auf ihn zugelaufen; nur war ich in Gegenwart eines solchen Böbelhaufens zu feig dazu. Ich wäre ihm gern um den Hals gefallen; nur wußte ich nicht, wie er, als Engländer, mich aufnehmen würde. Ich tat, was Feigheit und falscher Stolz mir als das Beste anriet; ich schritt bedächtig auf ihn zu, nahm meinen Hut ab und sagte:

„Dr. Livingstone, wie ich vermute.“

„Ja“, sagte er mit freundlichem Lächeln, die Mütze leicht lüftend.

Ich setze meinen Hut wieder auf den Kopf, er seine Mütze, wir reichen uns herzlich die Hand, und ich sage laut:

„Ich danke Gott, Herr Doktor, daß es mir gestattet ist, Sie zu sehen.“

Er erwiderte: „Und ich bin dankbar, daß ich Sie hier begrüßen kann.“

Hierauf wende ich mich zu den Arabern, nehme als Antwort auf ihren Begrüßungschorus von Jambos meine Kopfbedeckung ab, und der Doktor stellt sie mir mit Namen vor. Dann gehen Livingstone und ich, die Menge und die Männer, die meine Gefahren mit mir geteilt haben, völlig vergessend, zu seinem Wohnhaus. Er weist auf die Veranda oder vielmehr den Lehmbalken unter dem breiten überhängenden Dach hin und zeigt auf seinen eigenen Sitzplatz, dessen Konstruktion ihm, wie ich sehe, sein Alter und die Kenntnis des Lebens in Afrika eingegeben hat und der aus einer Strohmatten mit einem darübergelegten Ziegenfell und noch einem andern Fell besteht, das an die Mauer genagelt ist, um seinen Rücken vor der Berührung mit dem kalten Lehm zu bewahren. Ich protestiere dagegen, seinen Sitz einzunehmen, der ihm so sehr vielmehr ziemt als mir, der Doktor aber gibt nicht nach und ich muß ihn einnehmen.

Wir, der Doktor und ich, sitzen mit dem Rücken gegen die Wand. Die Araber setzen sich zur Linken. Mehr als tausend Eingeborene befinden sich vor uns und erfüllen dicht den ganzen Platz. Sie befriedigen ihre Neugierde und unterhalten sich über die Tatsache, daß zwei Weiße in Ubidji zusammentreffen, der eine eben von Manjema im Westen, der andere von Unjanjembe im Osten kommend.



Livingstones Wohnhaus in Ubidji.

Die Unterhaltung beginnt. Um was sie sich dreht, habe ich, offen gestanden, vergessen. Wir richteten Fragen aneinander, wie folgende:

„Wie sind Sie hierhergekommen?“ und „Wo sind Sie die ganze lange Zeit über gewesen? Die Welt hat Sie für tot gehalten.“ Ja, so fing die Unterhaltung an; was der Doktor mir aber erzählt und was ich ihm gesagt, kann ich nicht genau wiedergeben, denn ich war damit beschäftigt,

ihn anzublicken und den wunderbaren Mann, an dessen Seite ich jetzt in Zentralafrika saß, zu studieren. Jedes Haar seines Hauptes und Bartes, jede Runzel seines Gesichts, seine hagern Züge und sein abgespanntes Aussehen brachte mir die Kunde, nach der ich mich immerwährend gesehnt, seitdem ich die Worte gehört: „Nehmen Sie, was Sie brauchen, aber — finden Sie Livingstone.“ Was ich da sah, war für mich eine Kunde von höchstem Interesse und ungeschminkte Wahrheit. Ich hörte und las zu gleicher Zeit. Was erzählten mir diese stummen Zeugen?

O Leser, wärest du an dem Tage in Udjidji an meiner Seite gewesen! Wie berecht hätte sich dir das eigentliche Wesen der Mühen dieses Mannes offenbart! Wärest du nur da gewesen, um ihn zu sehen und zu hören! Von seinen Lippen, die nie lügen, erfuhr ich die Einzelheiten derselben. Ich kann es nicht wiederholen, was er sagte, denn ich war zu sehr eingenommen, als daß ich mein Notizbuch hätte herausziehen und seine Erzählungen stenographieren können. Er hatte soviel zu erzählen, daß er mit dem Ende anfang und scheinbar die Tatsachen vergaß, daß er über fünf bis sechs Jahre Rechenschaft abzulegen habe. Allmählich aber kam sein Bericht hervor, rasch nahm er große Verhältnisse an und wurde zu einer wunderbaren Geschichte von Taten.

23. Mein erster Tag mit Livingstone.

Die Araber erhoben sich mit einem Zartgefühl, das ich billigte, als ob sie instinktmäßig wußten, daß wir uns selbst überlassen bleiben müßten. Ich schickte Bomban mit ihnen fort, damit er ihnen Nachrichten über den Stand der Angelegenheiten in Unjanjembe geben solle, nach denen sie sich so sehr sehnten.

Ich gab Bomban und Asmani Befehl, die Leute der Expedition mit Essen zu versehen, und rief dann

„Kaif-Galet“ („Wie geht es Ihnen?“). Ich stellte ihn Dr. Livingstone als einen der Soldaten vor, der die in Unjanjembe liegenden Waren zu hüten gehabt und den ich gezwungen hatte, mich nach Udjidji zu begleiten, damit er persönlich seinem Herrn den für ihn bestimmten Briefbeutel übergeben könne. Es war der berühmte mit dem Datum vom 1. November 1870 bezeichnete Beutel, der dem Doktor jetzt, 365 Tage, nachdem er Sansibar verlassen, übergeben wurde. Wie lange wäre er noch in Unjanjembe geblieben, wenn ich nicht den großen Reisenden in Zentralafrika aufgesucht hätte?

Der Doktor behielt den Briefbeutel auf den Knien; dann öffnete er ihn, sah sich die Schreiben an, und las ein paar Briefe von seinen Kindern, wobei sich sein Gesicht aufhellte.

Darauf bat er mich, ihm Nachrichten zu geben.

„Nein, Herr Doktor,“ sagte ich, „lesen Sie erst Ihre Briefe, auf die Sie gewiß ungeduldig sind.“

„Ach,“ meinte er, „ich habe jahrelang auf Briefe gewartet und habe Geduld gelernt. Da kann ich wirklich noch ein paar Stunden warten. Nein, erzählen Sie mir erst die allgemein interessanten Neuigkeiten. Was ist passiert in der Welt?“

„Vermutlich wissen Sie schon, daß der Suezkanal zur Tatsache geworden, daß er eröffnet ist und jetzt ein regelmäßiger Handel zwischen Europa und Indien durch ihn getrieben wird?“

„Ich habe von seiner Eröffnung nichts gehört. Das ist etwas Großartiges. Nun, was noch?“

Bald darauf befand ich mich ihm gegenüber in der Rolle einer Jahreschronik. Ich brauchte nichts zu übertreiben oder ihm Sensationsnachrichten zu geben. Die Welt hatte in den letzten Jahren viel gesehen und erfahren. Die Pazifischeisenbahn war vollendet worden; Grant war Präsident der

Vereinigten Staaten geworden; eine Revolution hatte Isabella vom spanischen Throne getrieben und einen Regenten an ihre Stelle gesetzt; General Prim war ermordet; Preußen hatte Dänemark gedemüthigt und Schleswig-Holstein annektirt und seine Armeen befanden sich jetzt um Paris. Kaiser Napoleon war ein Gefangener in Wilhelmshöhe, die Königin der Mode und Kaiserin der Franzosen befand sich auf der Flucht und das im Purpur geborene Kind hatte auf immer die für sein Haupt bestimmte Kaiserkrone verloren. Die Napoleonische Dynastie war durch die Preußen, Bismarck und Moltke, vernichtet und das stolze Kaisertum Frankreich war in den Staub getreten.

Wozu hätte man diese Tatsachen noch zu übertreiben brauchen? Welch große Menge Nachrichten war das für jemand, der aus den Tiefen der Urwälder von Manjema heraustrat!

Kurz nachdem die Araber fort waren, wurden uns Geschenke an Nahrungsmitteln der Reihe nachgeschickt. Ebenso rasch, wie sie gebracht wurden, machten wir uns an ihre Verteilung. Ich hatte eine gesunde, kräftige Verdauung, und die Bewegung, die ich mir gemacht, hatte sie in guten Stand gesetzt. Doch auch Livingstone, der sich darüber beklagt hatte, er habe keinen Appetit, sein Magen weise alles außer einer Tasse Tee ab, ab wie ein kräftiger, hungriger Mann, und als er die Pfannkuchen mit mir um die Wette verzehrte, wiederholte er immer: „Sie haben mir neues Leben gebracht!“

„Wahrhaftig!“ sagte ich, „ich habe etwas vergessen. Rasch, Selim, bringe uns die Flasche, du weißt welche, und die silbernen Becher! Diese Flasche habe ich bloß für diesen Fall mitgebracht, von dem ich hoffte, daß er eintreten werde, obgleich mir meine Hoffnung oft eitel erschienen ist.“

Selim wußte die Flasche Champagner zu finden und

kehrte bald damit zurück. Ich gab dem Doktor einen silbernen Becher, gefüllt mit dem erheitern den Weine, und sagte, indem ich etwas davon in meinen Becher goß: „Herr Dr. Livingstone, auf Ihr Wohl!“

„Auf das Ihrige!“ antwortete er, und der Champagner, den ich für dieses glückliche Zusammentreffen aufbewahrt, wurde mit herzlichsten gegenseitigen Segenswünschen ausgetrunken.

Wir plauderten und plauderten weiter; den ganzen Nachmittag wurden uns allerlei Speisen zugetragen. Jedesmal, wenn neue kamen, aßen wir weiter, bis ich vollständig gesättigt und auch Livingstone genötigt war einzugestehen, daß er ebenfalls genug habe. Dabei befand sich Salimah, Livingstones Köchin, in einem Zustande großer Aufregung. Wiederholt hatte sie den Kopf zur Küche herausgesteckt, um sich zu überzeugen, daß wirklich zwei Weiße dort auf der Veranda saßen, wo sonst gewöhnlich nur einer sich befand, der nichts essen wollte oder konnte. Sie hatte gefürchtet, ihr Herr wisse ihre Kochkunst nicht genügend zu schätzen, sie war aber jetzt über die ungeheure Menge verzehrter Speisen sehr verwundert und zugleich entzückt. Wir hörten, wie sie mit großer Zungenfertigkeit die erstaunte Menge, die sich vor der Küche drängte, mit ihren Neuigkeiten erbaute.

Wir unterhielten uns über vieles, namentlich über Livingstones Sorgen und die Enttäuschung, die er bei seiner Ankunft in Ubidji erlebt hatte, als man ihm mittheilte, daß alle seine Waren verkauft und er dadurch zum armen Manne geworden sei. Es waren nur noch etwa 20 Stück Tuch von dem ganzen Vorrat übrig. Er war auch von einem Ruhranfall heimgesucht worden und befand sich in einem sehr bellagenswerten Zustande. Er war noch keineswegs hergestellt, obgleich er heute gut gegessen hatte und sich schon kräftiger und besser zu fühlen begann.

Auch dieser für mich so glückliche Tag neigte sich schließlich seinem Ende zu. Wir saßen mit unsern Gesichtern gen Osten gewandt, wie Livingstone es tagelang vor meiner Ankunft gethan, und beobachteten die dunkeln Schatten, die über dem Palmenhain jenseit des Dorfes und dem Wall von Bergen daherzogen und diese jetzt rasch in der Dunkelheit verschwinden ließen. Mit dankbarem Herzen gegen den großen Geber alles Glücks und Segens lauschten wir dem lauten Donner der Wasser des Tanganika und dem Chor der Nachtinsekten. So vergingen die Stunden, und wir saßen noch immer, mit den merkwürdigen Ereignissen des Tages beschäftigt, als es mir einfiel, daß der Reisende seine Briefe noch nicht gelesen habe.

„Herr Doktor,“ sagte ich, „Sie werden wohl besser daran tun, Ihre Briefe zu lesen. Ich will Sie nicht länger aufhalten.“

„Ja,“ erwiderte er, „es wird spät, und ich will meine Briefe lesen. Gute Nacht! Gott segne Sie!“

„Gute Nacht, mein teurer Herr Doktor, lassen Sie mich hoffen, daß die Nachrichten, die Sie bekommen, Ihnen recht erwünscht sind.“

24. Livingstones Pläne.

Mein erster Gang am nächsten Morgen galt natürlich wieder dem großen Forscher, dem ich nun täglich nähertrat. Wir stellten zu meiner Freude fest, daß ich ihn gerade zur rechten Zeit gefunden hatte, denn Livingstone fing nach dem ihm widerfahrenen Diebstahl schon an zu glauben, daß er die Araber werde um Hilfe angehen müssen. Auch empfand ich es als eine höhere Fügung, daß ich, nach Erhalt des Auftrages des Herrn Gordon Bennett im Jahre 1869, erst meine Reisen durch Südrußland, Persien, Indien machte; denn wäre ich damals direkt von Paris abgegangen, um Livingstone aufzusuchen, so hätte ich ihn vielleicht nicht

aufgefunden. Dasselbe hätte leicht der Fall sein können, wenn ich imstande gewesen wäre, direkt von Unjanjembe nach Ubidji zu ziehen.

Dr. Livingstone ist ungefähr 60 Jahre alt, erschien aber, nachdem er völlig wiederhergestellt war, mehr wie ein Mann, der sein fünfzigstes Jahr nicht überschritten hat. Sein Haar ist noch von bräunlicher Farbe, an den Schläfen mit etwas Grau gemischt. Baden- und Schnurrbart sind sehr grau geworden; die Augen sind nußbraun und außerordentlich klar; er sieht so scharf wie ein Habicht. Nur die Zähne zeigen die Schwäche des Alters an. Seine Gestalt, die etwas an Korpulenz gewann, ist wenig mehr als mittelgroß und etwas gekrümmt. Wenn er geht, hat er einen festen, aber schweren Tritt, der dem eines überangestregten oder ermüdeten Mannes gleicht. Gewöhnlich trägt er eine Matrosenmütze mit großem rundem Schirm, an dem man ihn in ganz Afrika wiedererkannt hat. Seine Kleidung zeigte, als ich ihn zuerst sah, Spuren von Ausbesserungen, war aber pedantisch reinlich.

Man hatte mich zu dem Glauben verleitet, daß Livingstone einen menschenfeindlichen, griesgrämigen Charakter habe. Einige haben behauptet, er sei geschwähig; andere, er sei geistesgestört und ganz anders geworden als der David Livingstone, den man als Missionar verehrt habe; er zeichne nur Notizen und Bemerkungen auf, die kein anderer als er selbst lesen könne; und bevor ich nach Zentralafrika kam, hieß es, er sei mit einer afrikanischen Prinzessin verheiratet.

Alle diese Behauptungen muß ich entschieden in Abrede stellen. Ich gebe zu, er ist kein Engel, doch nähert er sich einem solchen Wesen so sehr, als die Natur eines lebenden Menschen es gestattet. Nie habe ich eine Spur von Menschenfeindlichkeit oder Hypochondrie an ihm bemerkt, und was die Geschwähigkeit betrifft, so übt Dr. Livingstone gerade das Gegentheil.

Der freundschaftliche Umgang mit Livingstone ließ mich diesen hervorragenden Mann immer mehr und aufrichtiger verehren. Wahrhaft fromm, hat er trotz seines zurückhaltenden Wesens durch seine stets gleichbleibende Güte aller Herzen in Afrika gewonnen. Einmal fragte ich ihn, ob er sich nicht bisweilen darnach sehne, seine Heimat wiederzusehen und sich nach sechsjährigen Forschungen etwas auszuruhen? Die Antwort, die er mir auf diese Frage gab, kennzeichnet den ganzen Mann. Er sagte nämlich:

„Sehr gern würde ich nach Hause gehen und meine Kinder noch einmal sehen. Ich kann es aber nicht über mich gewinnen, die Aufgabe, die mir gesetzt, jetzt im Stiche zu lassen, wo sie fast vollendet ist. Es gehören nur noch sechs bis sieben Monate dazu, um die wirkliche Quelle des Nils, die ich entdeckt habe, in Zusammenhang zu bringen mit dem Weißen Nil oder mit Bakers Albert-Njansa.

„Und warum,“ fragte ich, „sind Sie so weit zurückgelehrt, ohne die Aufgabe zu beenden, von der Sie sagen, daß sie geleistet werden müsse?“

„Einfach, weil ich dazu gezwungen war. Meine Leute wollten nicht einen Schritt weitergehen und beschlossen heimlich, wenn ich darauf bestände, Unruhen im Lande zu erregen und mich im Stich zu lassen. In diesem Falle wäre ich ermordet worden. Es war gefährlich, vorwärts zu gehen. Ich hatte 1000 Kilometer der Wasserscheide erforscht und die hauptsächlichsten Flüsse, die ihr Wasser in das zentrale Wassersystem ergießen, untersucht; als ich aber die letzten 150 Kilometer untersuchen wollte, verloren meine Leute den Mut.“

Trotz dieses unverschuldeten Mißgeschicks sind die Ergebnisse von Livingstones Forschungen ganz hervorragend. Er hat eine Menge afrikanischer Länder und Völker erforscht. Er hat viele große und wichtige Seen entdeckt. Während seiner Forschungsreisen hat Livingstone ferner den

verwickelten Lauf des von ihm entdeckten Qualabastromes untersucht und war zur Überzeugung gelangt, daß auch dieses Gewässer zum Nilsystem gehört. Damit hatte er nun allerdings nicht recht. Der Qualaba ist vielmehr der Oberlauf des mächtigen Kongo.

Zum erstenmal hat Europa durch Livingstone erfahren, daß zwischen dem Tanganika und den Quellen des Kongo Millionen Neger leben, die noch nichts von den weißen Völkern gesehen und gehört haben. Livingstone schilderte diese Eingeborenen als in den Künsten ihres einheimischen Gewerbes erfahrene und friedliche, aber äußerst unwissende Leute. So gab es unter ihnen nur wenige, die etwas von dem nur 50 Kilometer von ihrem Wohnsitz entfernten großen Qualabaström wußten. Ungeheuer groß ist der Reichtum dieser Länder an Elfenbein, das die Bewohner zu Stützen ihrer Hütten, als Türpfosten und Dachtraufen benutzten, bis die Araber sie über den Wert dieses Artikels belehrten. Diese haben sich übrigens auch in diesen Ländern schon verhaßt zu machen verstanden, und zwar durch den Sklavenhandel, der ihnen, nach Livingstones Schilderung, infolge des schönen Körperbaues der Männer und Frauen besonders in Manjema lohnend erschien. Das Land Rua, das Livingstone auch entdeckt hatte, ist stellenweise reich an Kupfer, und hier sind seit Urzeiten Kupferminen in Betrieb. In einem Flußbett hat man Gold gefunden, das in Stücken von der Gestalt von Stiften oder in der Größe von Erbsen gefunden wird.

An der Verfolgung seiner hochwichtigen und interessanten Entdeckungen wurde Livingstone, als er sich fast an der Schwelle des Erfolges befand, durch die Meuterei seiner Leute verhindert. Sein Rückweg war lang und beschwerlich, und er kam am 16. Oktober in Udsjidji fast sterbend an. Unterwegs hatte er versucht, sich mit dem Gedanken zu trösten, er habe in Udsjidji ja seine Waren und könne

von dort mit neuen Leuten wieder ausziehen. Man kann sich also den Schrecken vorstellen, als sich herausstellte, daß der Mann, dem seine Güter in Verwahrung gegeben waren, sie sämtlich gegen Elfenbein verkauft hatte.

Eines Tages fragte ich Livingstone, ob er das nördliche Ende des Tanganika gesehen habe, was er verneinte. Er fügte hinzu, daß er die Erforschung des Systems des Qualaba für die wichtigste Frage halte; ob es eine Verbindung zwischen dem Tanganika und dem Albert-Njansa gebe, sei ihm weniger wichtig erschienen.

„Nun,“ erwiderte ich, „die englische Geographische Gesellschaft legt viel Gewicht auf diese vermeintliche Verbindung und erklärt, Sie wären der einzige Mann, der die Frage lösen könne. Wenn ich Ihnen dabei von Nutzen sein kann, so verfügen Sie über mich. Ich habe ungefähr 20 Leute bei mir, die zu rudern verstehen. Wenn wir also von den Arabern ein Boot bekommen können, so läßt sich die Sache leicht machen.“

Livingstone war einverstanden und erklärte, von einem Araber ein Boot verschaffen zu können.

„Dann ist es also abgemacht, daß wir gehen?“

„Ja! Ich bin dazu bereit, sobald Sie es sind.“

„Ich stehe zu Ihren Befehlen. Hören Sie nicht, daß meine Leute Sie den ‚großen Herrn‘ und mich den ‚kleinen Herrn‘ nennen? Es würde sich doch nicht passen, daß der kleine Herr befiehlt.“

Ehe wir jedoch die gemeinsame Reise unternahmen, wollte Livingstone sich auch über seine Pläne für die weitere Zukunft schlüssig werden. Da er mich hierüber zu Rate zog, machte ich ihm sechs verschiedenartige Vorschläge. Ich versäumte dabei nicht zu erklären, daß er, gleichviel welche Reiserichtung von ihm gewählt werden würde, in jedem Falle über meine und meiner Leute Hilfe frei verfügen könne. Wenn er die Heimfahrt wähle, so würde ich stolz

darauf sein, ihn zu begleiten und mich seinen Befehlen in bezug auf Marsch- und Rasttage vollständig zu unterwerfen.

Der Entschluß fiel Livingstone nicht leicht, denn die Zahl der ihm zur Verfügung stehenden Leute war gering und der ihm nach dem Diebstahl verbliebene Rest von Zeugen und Perlen war völlig ungenügend, um damit sein ferneres Leben in Afrika zu bestreiten. Die Hoffnung aber auf das Eintreffen von Waren aus Unjanjembe war zu ungewiß, um als Unterlage für die Zukunftspläne in Betracht gezogen zu werden. Schließlich entschied sich Livingstone für die folgende, ihm von mir vorgeschlagene Reise, die ihm als die am leichtesten auszuführende und die beste Lösung darstellende erschien. Er wollte mit mir nach Unjanjembe ziehen, dort seine Waren in Empfang nehmen und sich aus meinen großen Vorräten die ihm nötig erscheinenden Mengen von Tuch, Perlen, Gewehren, Munition, Kleidern und Zelten auswählen. Während er sich dann in einem bequemen Hause ausruhen würde, wollte ich an die Küste eilen und für ihn eine neue zuverlässige Expedition aus 50 bis 60 treuen Leuten organisieren, die mit neuen Lebensmittelvorräten zu ihm zu stoßen hätten.

Nachdem diese für uns beide so wichtige Angelegenheit geklärt war, trafen wir während der folgenden Tage unsere Vorbereitungen für die Fahrt auf dem Tanganika, die dank der herrlichen Witterung — es gab nie mehr als 26 Grad im Schatten — das beste Gelingen versprach.

25. Zum erstenmal auf dem Tanganika.

Der Zweck unserer Tanganikafahrt war die Untersuchung des nördlichen Endes dieses Sees und die Feststellung der Laufrichtung des mit ihm in Verbindung stehenden Rusisiflusses. Wir gingen beim Antritt unserer Reise von der Voraussetzung aus, daß dieses Gewässer ein Ausfluß

des Tanganika sei, da Araber wie Eingeborene solches versicherten.

Am 15. November stießen wir mit 16 Rudern, Selim, meinem Koch Feradji und zwei Wadjidjiführern ab. Unser Boot war ein aus einem Baumstamm ausgehöhltes Kanoe. An der Bangweinsel und verschiedenen Einschnitten des Ufers vorüber kamen wir nach einiger Zeit in Sicht des herrlichen Busens von Rigoma, wo wir unsere erste Station machten, da der Ostwind uns in den See zu treiben drohte.

Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, war das dunkelgrüne Wasser des Sees wieder ganz ruhig. Flusspferde kamen in beunruhigende Nähe unseres Nachens, um Luft zu schöpfen, und tauchten die Köpfe wieder unter, als ob sie mit uns Verstecken spielten. Den hohen Waldhügeln von Bemba gegenüber, $1\frac{1}{2}$ Kilometer vom Ufer entfernt, hielten wir die Gelegenheit für günstig, den See zu lofen, da seine Farbe auf eine bedeutende Tiefe schließen ließ. Wir maßen 64 Meter.

Die von steilen Bergen und süßduftenden Wäldern gebildete herrliche Landschaft entlodte uns manchen Ausruf der Bewunderung. Ich hatte in der That auf dem Wege von Bagamojo nach Udjidji nichts gesehen, was sich dem vergleichen ließe, nichts von solchen Fischeransiedelungen im Schatten von Palmen-, Bananen- und Mimosenhainen. Die stillen Wasser der Bucht spiegelten die Schönheit der Berge wider, die sie vor den tobenden, draußen wütenden Stürmen schützten. Der lohnende Fischfang im Verein mit den übrigen Gaben der verschwenderischen Natur macht die Eingeborenen zu reichen und glücklichen Menschen. Man kann sich daher vorstellen, wie sie nach der Heimat seufzen müssen, wenn sie, von den Arabern für ein Billiges gekauft, durch die traurige, zwischen diesem Lande und der Seeküste liegende Wüste nach Sansibar gebracht werden, um dort als Sklaven Gewürznelken zu lesen oder als Lastträger zu arbeiten!

Unser zweiter Lagerort hieß Niasanga. Hier schoß ich beim Landen einen riesigen, etwa $1\frac{1}{2}$ Meter langen Affen mit hundeähnlichem Gesicht. Zu unsern Füßen huschte währenddessen eine große Eidechse von $\frac{3}{4}$ Meter Länge in ihr Versteck. Unter den hier vorkommenden Vögeln waren am bemerkenswertesten die munteren Bachstelzen, die von den Eingeborenen als Friedensboten und von guter Vorbedeutung angesehen werden, daher jeder Schaden, den man ihnen zufügt, sofort mit einer Strafe geahndet wird; sie bieten ja auch nur Böswilligen eine Verlodung zur Gewalttätigkeit dar. Bei unserer Landung kamen sie uns entgegengeflogen und schwebten in der Luft vor uns her, so daß wir sie leicht mit den Händen hätten ergreifen können.

Am dritten Tage kamen wir nach vierstündigem Rudern zum Fluß und in das Dorf Sassi inmitten einer immer malerischer werdenden und dichtbevölkerten Umgebung. Beim Loten fand ich an diesem Tage mit meinem 210 Meter langen Senkblei keinen Grund; beim Einholen riß leider die Leine. Zum Glück konnte Livingstone, der an andern Stellen des Sees schon bis 550 Meter Tiefe festgestellt hatte, mit seiner Lotleine aushelfen.

Am folgenden Tage erblickten wir die Insel Njabigma an der Grenze von Udjidji und Urundi. Von dieser Insel aus hatten wir einen herrlichen Fernblick bis auf das etwa 40 Kilometer entfernte Kap Kasofu, während das uns unmittelbar benachbarte Ufer die Mündungen zahlreicher, tiefe Schluchten durchrauschender Flüsse und Bäche erkennen ließ. Bevor wir von hier aufbrachen, rüsteten wir uns durch Austeilung von zehn Patronen an jeden unserer Leute zu einem Kampf mit den zwei Stationen weiter wohnenden Warundi für den Fall, daß sie ihren Vorurteilen gegen Fremde allzu deutlichen Ausdruck geben sollten.

In den nächsten Tagen kamen wir am Kap Kasofu und vielen andern Vorgebirgen vorbei. Wir lagerten in Mutungu, wo wir Tribut zu zahlen hatten. Das Tuch und die Perlen, von denen wir während unserer Fahrt auf dem See lebten, gehörten mir. Da aber Dr. Livingstone der ältere, erfahrener und wichtigste Mann unserer Gesellschaft war, lag es ihm ob, alle solche Anforderungen zu erlebigen. Wie oft hatte ich mich nicht dieser langwierigen, peinvollen Aufgabe des Tributzahlens unterziehen müssen! Ich war daher sehr neugierig zu sehen, wie der große Reisende dieses Geschäft abmachen würde.

Der Häuptling von Mutungu forderte uns 10 Meter Stoff ab. Der Doktor fragte darauf, ob für uns nichts mitgebracht worden sei, und erhielt zur Antwort: Nein, es sei jetzt zu spät, um irgend etwas zu bekommen; wenn wir aber den Tribut bezahlten, so sei der Häuptling bereit, uns bei unserer Rückreise etwas zu geben. Hierüber lächelte Livingstone und sagte dem Häuptling: „Wenn Ihr uns jetzt nichts geben könnt und so lange warten wollt, bis wir zurückkehren, so werden auch wir mit dem Hongo bis dahin warten.“ Hierüber war der Häuptling überrascht und er protestierte gegen diesen Vorschlag. Wir bemerkten nun, daß er verdrießlich geworden, und drangen in ihn, uns ein Schaf, ein einziges kleines Schaf zu bringen, da unser Magen fast leer sei und wir mehr als einen halben Tag darauf gewartet hätten. Dieses Ersuchen war auch von Erfolg gekrönt, denn der alte Mann eilte fort und brachte uns ein Lamm sowie einen Topf mit 12 Liter süßem, aber starkem Palmwein, und dafür zahlte ihm Livingstone 10 Meter Tuch. Das Lamm wurde geschlachtet, und da wir bei guter Verdauung waren, bekam uns sein Fleisch sehr gut, doch hatten wir die Wirkungen des Palmweins zu bewahren. Susi nämlich, der unschätzbare Diener Dr. Livingstones, und Bomban, der Führer meiner Karawane, waren

mit der Bewachung unsers Kanoes betraut. Da sie aber zu viel von dem berauschenden Getränk genossen, so schliefen sie sehr fest, und am Morgen hatten wir den Verlust mehrerer wertvoller unentbehrlicher Gegenstände zu bebauern, unter denen ich Livingstones 1650 Meter lange Lotleine, 500 Stück Patronen für meine Gewehre und 90 mir gleichfalls gehörige Flintenkugeln nenne. Außer diesen uns unentbehrlichen Dingen war ein großer Sack Mehl und des Doktors ganzer Vorrat an weißem Zucker gestohlen. Dies war das drittemal, daß mein Vertrauen auf Bombay mir einen bedeutenden Verlust verursachte, und zum neun- undneunzigsten Mal hatte ich es bitter zu bereuen, so unbedingtes Vertrauen auf das ihm von Speke und Grant gezollte große Lob gesetzt zu haben. Nur die Furcht, die unwissenden Dieben eigen ist, hatte die Wilden daran verhindert, das ganze Boot mit allem Inhalt zu nehmen und Bombay und Susi zu Sklaven zu machen. Ich kann mir lebhaft die freudige Überraschung der Wilden vorstellen beim Anblick und vortrefflichen Geschmack des Livingstoneschen Zuckers, sowie die Bewunderung, mit der sie die merkwürdige Munition der Wasungu betrachtet haben mögen. Hoffentlich haben sie sich nicht mit den explodierenden Kugeln und den Patronen aus Unwissenheit über ihre tödliche Wirkung Schaden getan, sonst wäre der Kasten und sein Inhalt eine wirkliche Pandorabüchse für sie geworden.

An dichtbevölkerten Dörfern, steilen Bergen, vielen Bachmündungen vorüber fuhren wir weiter. Nicht selten ruderten andere Kanoes um die Wette mit mir und fuhren unmittelbar an der Brandung her, furchtlos der Möglichkeit des Kenterns trotzbietend; die Mannschaft wäre dann sofort durch die gefräßigen Krokodile aufgefressen worden. An einem andern Ort spielten Kinder sorglos im Wasser, während die Mütter unter dem Schatten eines Baumes mit Vergnügen zuschauten; ich zog daraus den Schluß, daß es

in dem See selbst, außer an der Einmündung der Flüsse, nicht viel Krokodile gibt.

Hinter der Landspitze von Risunwe erblickten wir das Kap Murembwe. Hier befindet sich eine Gruppe von Dörfern, die Bikari heißt; auch hier war der Häuptling gewohnt Tribut zu fordern. Da es uns unmöglich gemacht war, es auf längere Zeit mit einer feindlich gesinnten Gemeinde aufzunehmen, so vermieden wir alle Ortschaften, die bei den Wadjidji in bösem Rufe stehen. Doch selbst unsere Wadjidjiführer befanden sich bisweilen im Irrtum und führten uns mehr als einmal an gefährliche Orte. Offenbar hatten sie nichts dagegen, in Bikari haltzumachen, da es der zweite Lagerplatz von Mufungu ist; denn ihnen war das Halten im kühlen Schatten der Bäume viel lieber als das steife Sitzen in einem schwanken Kanoe. Ehe sie uns aber ihre Gründe auseinandersetzten, rief uns das Volk von Bikari mit lauter Stimme ans Ufer und bedrohte uns mit der Rache des großen Wami, wenn wir nicht haltmachten. Da diese Stimmen durchaus nicht sirenenhaft klangen, so verweigerten wir hartnädig, ihrer Aufforderung nachzukommen. Als jene ihre Drohungen als erfolglos erkannten, nahmen sie ihre Zuflucht zu Steinen und bewarfen uns damit in eindringlichster Weise. Da ein Stein nur einen Fuß weit von meinem Arme vorbeiflog, so schlug ich vor, daß man ihnen dafür eine Kugel in die unmittelbare Nähe ihrer Füße entsenden solle; Livingstone sagte zwar nichts dagegen, zeigte jedoch deutlich, daß er dies nicht ganz billige. Diese Feindseligkeiten waren uns durchaus nicht angenehm, und Anzeichen dafür erblickten wir fast bei jedem Dorfe, an dem wir vorüberkamen. Daher reisten wir weiter, bis wir nach der Spitze von Murembwe kamen, das als Delta des gleichnamigen Flusses durch breites Dornendickicht, stacheliges Rohr und Papyrusbüsche so gut geschützt war, daß der kühnste Mrundi wohl vor einem An-

griffe zurückschrecken mußte, namentlich wenn er daran dachte, daß sich jenseit dieses unwirtlichen Morastes die Gewehre von Fremdlingen befanden, die seine Leute in so roher Weise herausgefordert hatten. Wir zogen unsere Kanoes ans Ufer, und unser stets bereiter Koch Feradji zündete auf einem kleinen Fleck reinen Sandes ein Feuer an und kochte uns einen prächtigen Kaffee. Trotz der uns drohenden Gefahr waren wir sehr glücklich. Der Doktor erzählte einiges aus seinem Leben unter ähnlich gesinnten Völkerschaften. Mit der Weisheit eines erfahrenen Mannes unterließ er es aber nicht, solche Vorkommnisse dem unklugen Verhalten der Araber und Mißlinge zuzuschreiben. In dieser Ansicht stimmte ich rückhaltlos mit ihm überein.

26. Ein drohender nächtlicher Überfall.

Von der Murembwespitze setzten wir unsere Reise fort und steuerten auf Kap Sentakeji los, das wir bis zur Dunkelheit zu erreichen hofften. Die Wangwana ruderten mit Macht. Doch schon waren zehn Stunden verflossen, die Nacht kam heran, und wir befanden uns immer noch sehr weit von Sentakeji. Da es eine schöne Mondnacht und wir uns unserer gefährlichen Lage sehr wohl bewußt waren, so gingen sie darauf ein, noch ein paar Stunden weiterzurudern. Ungefähr um 8 Uhr abends legten wir an einem verlassenem Ort am Ufer an. Hier konnten wir uns unsers Erachtens durch stilles Verhalten der Beobachtung auf einige Stunden entziehen und darauf unsere Reise fortsetzen. Unser Teekessel kochte, und die Leute hatten sich ein kleines Feuer angezündet und ihre irdenen Töpfe mit Wasser zum Grützekochen gefüllt, als unsere Späher dunkle Gestalten dem Biwat zukriechen sahen. Nachdem wir sie angerufen, kamen sie sofort hervor und begrüßten uns. Unsere Führer erklärten ihnen, wir seien Wangwana und wollten bis zum Morgen dort kampieren; wenn sie

etwas zu verkaufen hätten, würden wir uns freuen. Nach ihren Äußerungen waren sie hierüber hochfreut und entfernten sich, nachdem sie versprochen hatten, am nächsten Morgen mit Nahrungsmitteln wiederzukehren und Freundschaft mit uns zu schließen. Wir hatten wohl bemerkt, wie sie dabei unser Lager genau beobachtet hatten. Als wir den Tee tranken, ließen uns unsere Späher wissen, daß sich wieder ein Trupp näherte, der uns in derselben Weise wie der erste begrüßte und aufmerksam beobachtete. Auch dieser entfernte sich anscheinend in äußerst freudiger Stimmung; nach kurzer Zeit kam noch eine dritte Partie, die es wie die andern machte. Aus alledem schlossen wir, daß die Neuigkeit sich rasch durch das Dorf verbreite. Auch hatten wir bemerkt, wie zwei Kanoes mit mehr als gewöhnlicher und nötiger Eile hin- und zurückführten. Wir hatten guten Grund, argwöhnisch zu sein, denn es ist nicht gewöhnlich, daß sich die Bewohner der Länder zwischen Udsidji und Sansibar nach Eintritt der Dunkelheit unter irgendeinem Vorwand besuchen oder begrüßen. Nach Eintritt der Dunkelheit ist es niemand gestattet, um das Lager herumzuschleichen, ohne daß man auf ihn schießt: Dieses Hin- und Hergehen, diese Freudenbezeugungen bei der Ankunft einiger Wangwana waren sehr verdächtig. Während Livingstone und ich zu dem Schlusse kamen, daß diese Bewegungen doch wohl Feindseligkeiten bedeuteten, kam eine vierte sehr laute, lärmende Abtheilung an und besuchte uns. Unser Abendessen war beendet, und wir hielten es nun für hohe Zeit, zu handeln. Nachdem der vierte Besuch sich unter übermäßigen Freudenbezeugungen entfernt hatte, schickten wir unsere Leute rasch ins Boot, und nachdem wir alle, mit Einschluß der Wachen, Platz genommen, stießen wir vom Lande ab, nicht einen Augenblick zu früh. Als nämlich das Kanoë im herrschenden Zwielicht vorwärts glitt, machte ich den Doktor auf mehrere

dunkle Gestalten aufmerksam, von denen sich einige hinter den zur Rechten liegenden Felsen verbargen, andere darüber hinwegtrochen. Gleichzeitig kamen von der Linken Leute in derselben verdächtigen Weise heran, und alsbald rief uns eine Stimme von der Höhe der Lehmbank an, die unsern eben verlassenen Ruheplatz überragte.

„Das war nett gemacht!“ rief Livingstone, als wir durchs Wasser schossen und die getäuschten Räuber hinter uns ließen.

Hier wurde ich wiederum durch die Anwesenheit des Doktors daran verhindert, ein paar gutgezielte Schüsse in die Menge hineinzusenden, um sie davor zu warnen, in Zukunft Fremde zu belästigen. Ich dachte, der Doktor werde, wenn es notwendig sei, nicht zögern, den Befehl zum Schießen zu erteilen.

27. Das enthüllte Geheimnis des Rusisi.

Wesentlich freundlicher waren die Eindrücke in Magala, wo wir nach achtzehnstündigem Rudern und Zurücklegung von 72 Kilometern anlangten. Wie wurden von dem Häuptling des im Norden von Udjidji gelegenen Landes Urundi höflich begrüßt und bekamen im Austausch gegen Tuch und Perlen ein schönes Schaf und Milch.

Die Breite des Sees betrug an diesem Punkt etwa 12 bis 16 Kilometer. Wir hatten einen schönen Blick auf die westlichen Hochlande, die durchschnittlich 900 Meter über dem See zu liegen scheinen. Der etwas nach Norden und Westen von Magala sich erhebende Luhangaberg konnte etwa 150 Meter höher sein als die benachbarten Berge. Nördlich vom Kap Magala zieht sich der See zwischen zwei Gebirgsketten hin, die beide an einem ungefähr 50 Kilometer nördlich von uns gelegenen Punkt zusammenstießen.

In Magala hörten wir, daß ein Krieg wüthete zwischen Mukamba, nach dessen Land wir reisten, und Waruma-

Schanja, dem Sultan eines Nachbarbezirks. Man riet uns, lieber zurückzukehren, wenn wir nicht beabsichtigten, einem dieser Häuptlinge gegen den andern beizustehen. Da wir aber ausgezogen waren, um den Lauf des Rufisiflusses festzustellen, so hatten derartige Rücksichten kein Gewicht für uns.

Als wir in das Land Mukambas kamen, zwang uns ein ausbrechender Sturm, beim Dorf Rifula zu landen. Dank diesem Zufall erfuhren wir von einem dortigen Eingeborenen, daß der erwähnte „Krieg“ eigentlich nur in gelegentlichen, oft monatelang auseinanderliegenden Raubzügen der Häuptlinge gegeneinander bestand, wie denn überhaupt der Afrikaner seiner Natur nach sehr gegen eine energische Kriegführung ist. Interessanter war die Kunde, die uns über den Rufisi zuteil wurde. Derselbe Eingeborene versicherte uns nämlich mit Kennermiene, die zu bezweifeln nach seiner Überzeugung ein Zeichen großer Dummheit gewesen wäre, daß der Rufisifluß aus dem See nach Mtesas Land, nach Uganda, fließe. „Wo könnte er auch sonst hinfließen?“ fragte er. Livingstone war geneigt, dies zu glauben, während ich meine Zweifel hatte.

Am nächsten Tage bot sich uns Gelegenheit, nach dem Passieren des Deltas des Mugereflusses in Mukambas Residenz Station zu machen. Die Eingeborenen hatten noch nie einen Weißen gesehen, und wir wurden natürlich bei unserer Landung von einer großen Menge umringt, sämtliche mit langen Speeren bewaffnet. Außer Knütteln und einem hin und wieder vorkommenden Beile waren Speere die einzigen hier gebräuchlichen Waffen. Leider warf mich ein schwerer Fieberanfall nieder, der aber am nächsten Morgen schon überwunden war, als Mukamba erschien, um die von uns empfangenen Geschenke mit willkommenen ehbaren Gegengeschenken zu erwidern. Die Auskunft dieses Häuptlings über den Rufisi lautete genau umgekehrt die die uns in Rifulu gegebene, — nämlich, daß dieser Fluß in

den Tanganika fließe. Die Hoffnungen, die durch die bestimmten und wiederholten Versicherungen, daß der Fluß aus dem See heraus nach Karagwe fließe, in uns erregt worden waren, wurden schnell zuschanden.

Am zweiten Abend unseres Aufenthalts bei Mutamba erlebte ich einen Vorfall, der die Herzengüte Livingstones, die man in Afrika fast als Schwäche bezeichnen möchte, beweist. Susi, der Diener des Doktors, hatte sich infolge der freigebigen, reichlichen Gaben des Häuptlings an Hirsebier gründlich betrunken. Gerade beim Morgengrauen des nächsten Tages wurde ich durch ein scharfes, knallendes Geräusch erweckt. Ich horchte auf und bemerkte, daß der Lärm in unserer Hütte stattfand. Er rührte vom Doktor her, der um Mitternacht gefühlt hatte, wie sich jemand an seine Seite niederlegte. Er glaubte, ich sei es, und hatte in freundlicher Weise Platz gemacht und sich auf den Rand seines Bettes gelegt. Als er aber am Morgen sich ziemlich kalt fühlte, wurde er ganz wach. Als er sich auf seinen Ellenbogen stützte, um zu sehen, wer sein Bettkamerad sei, entdeckte er zu seiner großen Verwunderung seinen schwarzen Diener Susi, der von seinen wollenen Dedden Besitz ergriffen, sie in egoistischer Weise um sich gewidelt hatte und jetzt fast das ganze Bett einnahm. Der Doktor hatte mit der ihm eigenen Sanftmut, statt sogleich einen Stock zu nehmen, sich daran genügen lassen, Susi auf den Rücken zu klopfen und ihm zu sagen: „Susi, steh auf, du befindest dich in meinem Bett. Wie kannst du dich in dieser Weise betrinken, nachdem ich es dir schon so oft verboten? Steh doch auf! Du willst nicht? Da hast du was!“ und damit gab er ihm einige Schläge mit der Hand. Susi aber schlief und schnarchte weiter. Der Doktor fuhr mit seinen Schlägen fort, bis selbst Susis dickes Fell sie zu fühlen anfang und er zu dem Bewußtsein erwachte, wie wenig liebevolle Hingabe für seinen Herrn darin liege, daß er dessen Bett

usurpiert habe. Am nächsten Tage schämte sich Susi und sah sehr niedergeschlagen aus.

In der Dämmerung des nächsten Tages setzten wir uns in unser Boot und ruderten über den See. Mutamba hatte uns bei der Verabschiedung gebeten, wir sollten ihm, sobald wir seinen Bruder Ruhinga am Ende des Sees erreicht hätten, unsere Rachen schiden und mittlerweile zwei unserer Leute mit ihren Flinten bei ihm lassen. Er wollte sich damit sichern, im Fall, daß Warumashanja ihn sofort nach unserer Abreise angriffe. In neun Stunden waren wir am Ende des Sees in Mugihewa, dem Lande Ruhingas, angekommen. Damit hatten wir das äußerste Nordende des Sees erreicht.

Das Land Mugihewa, in dem wir uns jetzt befanden, liegt im Delta des Rusijiflusses. Es ist sehr flach und hat üppige Wiesen, auf denen große Viehherden weiden. Ruhinga, der uns alsbald besuchte und uns reichlich mit Schlachtvieh beschenkte, war ein kluger Mann; in verständiger Weise vermochte er uns über alles aufzuklären, was uns interessierte. Er gab uns genaue Auskunft über alle Bezirke der umliegenden Länder von Urundi bis Uwira, — ein Gebiet, das sich dreißig Tagereisen in nordöstlicher Richtung bis nach der Hauptstadt Mwezi, des Sultans von Urundi, erstreckte. Gerade im Norden von Urundi befindet sich Ruanda, ebenfalls ein sehr großes Land. Von dem Rusijifluß sagte er, daß er in der Nähe eines Kiwu genannten Sees von 30 Kilometer Länge und 12 Kilometer Breite entspringe und zahlreiche Nebenflüsse habe. Als wir uns zu dem Strom begaben, um ihn persönlich in Augenschein zu nehmen, konnten wir feststellen, daß er ein sehr träges und leichtes Gewässer war, das sich in breitem Delta in den Tanganika ergießt. Das einzige Merkwürdige an ihm ist, daß er von Krokodilen wimmelt, wogegen kein einziges Flußpferd sich sehen ließ.



Im Papyrusdickicht an der Mündung des Nilfl.

Somit hatten wir unsere Aufgabe beendet, und unsere Zweifel über den Charakter des Russi waren erledigt. Unserer Rückreise stand nichts mehr im Wege; wir traten sie am 7. Dezember an. An den Katangarainseln vorüber landeten wir zunächst in Kavimba, um zu frühstücken. Die allgemeine Unsicherheit in dem kriegsbedrohten Lande und das auch hier bemerkbare verdächtige Umherschleichen der Leute bewog uns aber, zwei Stunden weiter in einer verborgenen Bucht zu landen und dort unser Lager durch einen starken Dornverhau zu sichern.

28. Rückkehr nach Udsidi.

Die westlichen Ufer des Sees, längs denen wir jetzt fuhren, erwiesen sich als höher und Kühner als die Waldhöhen von Urundi. Der Zauber der Landschaft wird durch die üppige Tropenvegetation noch erhöht. Und so oft das Auge von der Bucht dieser Eindrücke ermüdet war, brauchten wir nur zu der mächtigen Gebirgskette emporzublicken, deren düstere Majestät aus der Ferne grühte.

So kamen wir bald in die Nähe des Raps Kabogi, in dessen Umgegend wir drei sehr steile Felseninseln erblickten, von denen die größte etwa 100 Meter Länge und 60 Meter Breite hatte. Hier blieben wir zur Nacht. Die Inseln wurden bewohnt von einem buntgefiederten alten Hahn, der als Sühnopfer für den Geist der Insel gehalten wurde, von einer kränklichen, gelb aussehenden Drossel, einem Storch und zwei Fischreiher. Als die Tiere entdeckten, daß wir von dem Ort Besitz genommen, der ihnen nach frommer Sitte vorbehalten war, flogen sie fort auf die westlichste Insel, von wo sie uns aus ihren Horsten feierlich beobachteten. Wir konnten den Namen dieser Inseln, Kavunweh, nur mit Mühe aussprechen; darum nannte sie Livingstone die „New-York-Herald-Inseln“. Er glaubte, daß sie die einzige von

uns zu machende Entdeckung sein würden, und bekräftigte mir diesen Namen durch einen Händedruck.

Mit dem Morgengrauen des 9. Dezember bereiteten wir uns auf unsere Weiterreise vor, wozu wir allen Grund hatten, da es uns schien, daß die uns besuchenden Bewohner des andern Ufers eifrig auf eine Gelegenheit warteten, über unser Boot herzufallen oder uns persönlich als Beute fortzuschleppen. Durch diesen Gedanken wurden unsere Leute sehr beunruhigt, wenn man nach der Energie urteilen durfte, mit der sie fortruderten.

Im Gebiet der Wasansi, in Sicht des Kaps Luvumba, machten wir in einer vor einem Dorfe liegenden gemüthlichen Bucht Anstalten zum Lagern, da die Eingeborenen höflich und ruhig zu sein schienen. Wir ließen unser Frühstück bereiten und legten uns dann, wie gewöhnlich, zu einem Nachmittagschläfchen hin. Bald schlief ich ein und träumte in meinem Zelt, ohne Ahnung von Streit und Zank, als ich plötzlich eine Stimme mir zurufen hörte: „Herr, Herr! stehen Sie rasch auf, soeben geht ein Kampf los!“ Ich sprang auf und trat hinaus, nachdem ich meinen Revolvergürtel rasch vom Flintenständer genommen. Es schien wirklich eine ernstliche Feindseligkeit zwischen den beiden Parteien, nämlich einer Anzahl lärmender, rachsüchtig ausschauender Eingeborener und unsern Leuten, zu bestehen. Sieben oder acht der Unserigen hatten sich hinter dem Boot versteckt und ihre geladenen Gewehre auf die leidenschaftlich erregte Masse gerichtet, die jeden Augenblick an Anzahl zunahm; den Doktor aber konnte ich nirgends sehen.

„Wo ist der Doktor?“ fragte ich.

„Er ist mit seinem Kompaß über jenen Berg gegangen“, sagte Selim.

„Ist jemand bei ihm?“

„Susi und Djuma.“

„Bombar, schide sofort zwei Leute an den Doktor, damit er hierher eile.“

Doch gerade in diesem Augenblick erschien er und seine beiden Leute auf dem Abhang eines Berges und blickte ruhig auf die tragikomische Szene. Denn trotz des ernstlichen Aussehens des Auftritts war genug Komik dabei, da ein nackter, vollständig betrunkenener Jüngling, der sich kaum auf den Beinen halten konnte, den Boden mit seinem Lendentuche schlug und wie ein Toller schrie und wütete. Hoch und teuer schwor er, kein Mgwana oder Araber dürfe sich auch nur einen Augenblick auf dem geheiligten Boden von Usansi aufhalten. Auch sein Vater, der Sultan, war ebenso betrunken wie er, aber in seinem Benehmen nicht ganz so heftig.

Mittlerweile kam Livingstone herab, und Selim hatte mir mein Winchestergewehr in die Hand gegeben. Ruhig erkundigte sich der Doktor, was vorliege. Er erhielt von den Wadjidjiführern die Antwort, die Leute wünschten, daß wir fortzögen, sie seien Feinde der Araber. Der älteste Sohn des Sultans von Musimu sei von einem Belutschen in Ubidji zu Tode geprügelt worden, als der junge Mensch es gewagt habe, in den Harem des andern hineinzusehen. Seit der Zeit sei der Friede zwischen den Wasansi und den Arabern gebrochen.

Nach Beratschlagung mit den Führern kamen wir zu dem Schluß, daß es besser sei, den Versuch zu machen, den Sultan durch ein Geschenk zu beruhigen, als sich durch die überspannte Laune eines betrunkenen Jungen beleidigt zu fühlen. Dieser hatte in seiner unsinnigen Wut den Versuch gemacht, einen meiner Leute mit einer Sichel, die er bei sich trug, zu verletzen. Dies galt als Kriegserklärung, und die Soldaten waren zum Kampf bereit. Es lag jedoch keine Notwendigkeit vor, sich in einen Kampf mit dem betrunkenen Pöbel einzulassen.

Der Doktor entblößte seinen Arm und sagte, er sei

weder Ngwana noch Araber, er sei ein Weißer; die Araber und Wangwana unterschieden sich von uns durch die Farbe. Wir Weißen seien in jeder Beziehung andere Menschen als die, die sie zu sehen gewohnt seien. Kein Schwarzer habe je von einem Weißen etwas zu leiden gehabt. Diese Rede schien eine große Wirkung hervorzubringen, denn es bedurfte nicht vieler Worte, um den betrunkenen Jüngling und seinen ebenso berauschten Vater zu bewegen, Platz zu nehmen und ruhig zu sprechen. Livingstone setzte seine Unterhaltung mit ihnen in milder, väterlicher Weise fort, und eben ließen ihre lauten Proteste gegen die Grausamkeit der Araber nach, als der alte Sultan plötzlich aufstand. Aufgeregt lief er hin und her und verletzete dabei sein Bein absichtlich mit der scharfen Spitze seines Speeres. Dann rief er aus, die Wangwana hätten ihn verwundet!

Bei diesem Ausruf ergriff die Hälfte der versammelten Menge schleunigst die Flucht; ein altes Weib jedoch begann den Häuptling mit der ganzen Macht ihrer beweglichen Zunge zu schimpfen und ihm vorzuwerfen, er wünsche, daß sie alle getötet würden. Andere Weiber kamen dazu und rieten ihm gleichfalls, ruhig zu sein und das Geschenk anzunehmen, das wir ihm gern geben wollten.

Offenbar gehörte nicht viel dazu, um alle in dem kleinen Tal anwesenden Leute zu einem blutigen Streit zu veranlassen. Das milde, geduldige Benehmen Livingstones bewirkte jedoch vor allen Dingen, daß Blutvergießen verhindert wurde, solange noch die geringste Aussicht für eine freundschaftliche Beilegung des Streites bestand. Schließlich gelang es, den Sultan und seinen Sohn in froher Stimmung fortzuschicken.

Während der Doktor sich mit ihnen unterhielt und ihre wilden Leidenschaften zu beschwichtigen versuchte, ließ ich das Zelt abbrechen, die Boote ins Wasser bringen und das Gepäc besorgen. Als die Verhandlungen freundschaftlich

geschlossen waren, hat ich den Doktor ins Boot zu springen, da dieser Friede anscheinend nur eine Ruhe vor dem Sturm bedeute. „Außerdem,“ sagte ich, „befinden sich etliche Feiglinge in unserm Boot, die im Fall einer abermaligen Störung sich nicht besinnen würden, uns beide hier zu lassen.“

Unsere Rückreise ging ohne jede Störung glatt und rasch vonstatten, und wenige Tage später, am 12. Dezember, waren wir wohlbehalten wieder in Udsjidi. Hier fand ich zu meiner Freude einen Brief des amerikanischen Konsuls in Sansibar vom 11. Juni vor, der Telegramme aus Paris vom 22. April desselben Jahres enthielt. Der arme Livingstone bedauerte, daß nicht auch er Nachrichten aus der Heimat erhalten hatte.

Mabruki hatte viel über die Ereignisse während unserer Abwesenheit zu erzählen. Kalulu hatte sich verbrüht und hatte infolgedessen eine schrecklich aussehende Brandwunde auf der Brust; Mabruki hatte einen Pagasi in Ketten gelegt, weil er einen Esel verwundet hatte; einen andern hatte er für einen auf dem Marktplatz verursachten Skandal mit dem Stock gezüchtigt.

Unsere erfolgreiche Reise auf dem Tanganika hatte 28 Tage gedauert, während welcher Zeit wir mehr als 500 Kilometer zu Wasser zurückgelegt hatten.

29. Die reiche Natur im Tanganikagebiet.

In großen Zügen will ich dem Leser über die Eigentümlichkeiten von Land und Leuten in den von mir seit dem Verlassen der Ebene Ngunda Mtali durchwanderten Gebieten unterrichten.

Diese Gebiete, deren allgemeine Erscheinung aus den früheren Kapiteln schon bekannt ist, umfassen die Länder von Unjamwesi bis Manjema und zerfallen in sehr zahlreiche kleinere Bezirke. Unjamwesi zum Beispiel, ein Land

von etwa 60000 Quadratkilometern, setzt sich aus mindestens elf besonderen Einheiten zusammen, deren wichtigste Unjamwesi ist.

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß Unjamwesi das schönste Land im östlichen Zentralafrika ist. Wer sich das in sanften Wellen zum Tanganika abfallende Land von oben anschaute, würde große Waldungen, einen in Purpur gefärbten Laubteppich erblicken, hie und da unterbrochen von nackten Ebenen und Lichtungen, die sich nach allen Himmelsrichtungen erstrecken. Hin und wieder erheben sich Massen von felsigen Bergen, die wie abgestumpfte Kegelporphirberge über die sanften, bis an den Horizont sich hinziehenden Landwellen, die den Bogen des Meeres nach dem Sturm gleichen. Unjamwesi hat nur zwei Gewässer, die den Namen von Flüssen verdienen, den nördlichen und den südlichen Gombe, die je nach dem von ihnen durchströmten Bezirk verschiedene Namen tragen. Besonders der nördliche Gombe ist ein recht stattlicher Strom, der zur Regenzeit etwa 12 Kilometer von Tabora bis zum Tanganika für leichte Boote befahrbar ist.

Die Pflanzenwelt ist in der Hauptsache in allen hier in Rede stehenden Ländern gleich üppig und vielgestaltig. Ich nenne nur folgende Bäume, aus denen die Eingeborenen vorzugsweise Nutzen ziehen. Da ist vor allem die Enkomore, der Mtamba, dessen riesenhafte Ausmaße dem Leser schon aus der Schilderung des Lagers beim Siwaniteich (S. 85) bekannt sind. Er ist der mächtigste Baum zwischen Ujanji und dem Tanganika, und seine Früchte werden von den Eingeborenen gern gegessen. Für die übrigen Baumarten haben die Ortsbewohner erfinderischerweise jede entsprechende Nutzenanwendung gefunden. Der Imbitebaum bietet ihnen Balken so schön wie die der Zeder. Aus dem leicht schnitzbaren, angenehm duftenden Holz werden Türen und Säulen gemacht. Aus dem Holz des Mfora-

baumes wiederum verfertigen sich die Eingeborenen ihre Sessel und die großen Mörser, in denen sie das Korn zu Mehl stampfen. Die Keule dazu liefert ihnen der Mku-rongo, dessen Holz härter ist als das des Walnußbaumes. Der Mbugu bringt die weiche, nützliche Rinde hervor, aus der die Eingeborenen ihre Tuche verfertigen. Die Rinde hat, nachdem sie etwas getrocknet und abgerieben ist, das Aussehen eines dicken, losen Filzes. Auch werden bisweilen Seile daraus gemacht, noch häufiger aber wird sie zur Herstellung von runden Schachteln gebraucht, die wie urwüchsige Sutschachteln aussehen und mit einer Mischung verschiedener Lehmforten bemalt und verziert werden. Aus der Rinde dieses Baumes bauen sich auch die am Rufidji wohnenden Warori ihre Boote. Vorzugsweise werden diese aber in mühseliger Arbeit aus dem ausgehöhlten Stamm des Mvulebaumes hergestellt.

Ein herrliches Gewächs ist die Ölpalme, deren Frucht eine reiche Ölquelle darstellt und deren Saft ein berauschendes Getränk bietet. Die Banane liefert dem Eingeborenen je nach ihrer Verarbeitung Mehl oder einen „Zogga“ genannten Wein. Auch aus der Frucht des weitverbreiteten Tamarindenbaumes wissen die Leute ein angenehmes, säuerliches Getränk zu gewinnen. Mit Stacheln bewehrt, die dem Reisenden unter Umständen tödliche Verwundungen zufügen können, sind die Dornen- und Gummibäume. Baumwolle, Tabak und die Rizinuspflanze werden überall gezogen. Kürbisse und Gurken sind gleichfalls in Menge vorhanden. Der Indigo wächst wild.

Dem Reichtum der pflanzlichen entspricht die vielgestaltige Fülle der tierischen Welt. Der größte von mir gesehene Bierhänder ist der Wanderupavian von löwenartigem Aussehen mit büschelförmigem Schwanz, während der von mir am Tanganika geschossene Affe ein hundeähnlicher Bavian war. Das Aufenthaltsgebiet von Jagd-

tieren, deren reiche Artzahl schon wiederholt geschildert wurde, bezeichnet im allgemeinen auch den Standort des Leoparden und Löwen, dessen Fell stets dem Sultan abgetreten werden muß. Ein weitverbreitetes Tier, dessen Geheul besonders in Utanda und Ugogo die Stille der Nacht unterbricht, ist die Hyäne.

Das Reich der Vögel ist ebenfalls allenthalben in so verschwenderischer Vielzahl vertreten, daß eine auch nur oberflächliche Aufzählung der Arten und Gattungen nur ermüden würde. Ich erwähne bloß, daß ich in Ugogo auch Strauße und Papageien angetroffen habe. Von Reptilien sahen wir eine große grüne Schlange und eine kleine Schlange mit silberfarbigem Rücken. Unzählig waren die Feldeidechsen.

Der Fischreichtum zeigte sich besonders im Tanganika, angefangen von dem bis 2 Meter langen Wels bis zur winzigen Elrixe, die in großen Netzen zu Tausenden gefangen wird. Auf den Märkten von Udjidji gab es auch Krabben und Austern.

Leider ist die Zahl der in Zentralafrika vorkommenden Krankheiten nicht minder bedeutend wie die freundlichen Gaben der Natur, zumal die dem Volk von den Waganga oder Medizinmännern verabreichten Arzneimittel nur selten wirklich solche sind. Die fürchterlichste Geißel sind die Poden. Die gebleichten Schädel der Opfer dieser Krankheit, die an jeder Karawanenstraße zu finden sind, zeigen nur zu deutlich die Verwüstung an, die sie anrichten. Es gibt Dörfer, wo mehr als die halbe Bevölkerung ausgestorben ist. Dr. Livingstone hat manchen armen Afrikaner durch die Kuhpockenimpfung gerettet. Bei den Poden wird eine strenge Quarantäne eingehalten und Mitglieder einer Karawane, die an Poden leiden, werden aus der Gesellschaft der Gesunden ausgeschlossen. Wenn sie nicht weiter gehen können, läßt man sie zum Sterben liegen, denn keine Karawane kann in der Wüste haltmachen. Wer in dieser Weise wie ein

Verfluchter von den übrigen Menschen ausgestoßen ist, baut sich eine Hütte und bleibt dort, bis er gesund wird oder stirbt.

Nach der Durchwanderung von Unjamwesi ist der Reisende in Ukonongo, das wegen seines schönen Teakholzes und des häufig offen zutage liegenden Reichtums an Eisenerzen berühmt ist. Auf das an Ukonongo grenzende fruchtbare, aber sehr schwach bevölkerte Utawendi folgt Uvinsa, dessen im Malagarasital gelegenen Salzgruben oft der Anlaß zu Streitigkeiten der Stämme sind.

Das nächste Land ist das große und reiche Uhha, dessen hervorstechende Eigentümlichkeit kleine Seen oder große Teiche sind. Es fehlt nicht an Beweisen, daß ein großer Teil von Uhha einmal unter Wasser stand und das Tal des Malagarasiflusses nichts als ein tiefer Arm des Tanganika war.

Von hier über Ukaranga steigt man in das Ruitschetal hinab und befindet sich in Udjidji, einem durch hervorragende Schönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichneten Gebiet. Man erblickt jenes mächtige Binnenmeer, dessen Ufer von jetzt ab durch Livingstones langen Aufenthalt als geheiligt zu betrachten sind. Und in der That, die Natur bestärkt uns in unserer Liebe für die klassischen Grenzländer des Tanganika. Niemand, er sei noch so prosaisch, kann an dem Strande von Udjidji stehen und bei Sonnenuntergang nach Westen über den breiten silbernen Wassergürtel blicken, ohne durch die Farben gepackt zu werden, die ihm die Sonne am Himmel offenbart. Mit zauberischer Schnelligkeit kommen und gehen diese Farben des Aethers. Sie sind golden und azurfarben, rosa und silbern, purpurn und safrangelb; in dünnen Linien und breiten Streifen verwandeln sich Feder- und Haufenwolken in glänzendes feuriges Gold. Auf die riesige, bläulich-schwarze Scheidewand, die den Tanganika nach Westen begrenzt, ergießen sie ihren Glanz und offenbaren das ganze Gebirgspanorama, das sie in liebliche rosa Farbentöne hüllen und in einer Flut von Silberlicht baden.

30. Die Wanjamwesti und ihre Nachbarn.

Der merkwürdigste Stamm Zentralafrikas sind die Wanjamwesti. Mein Ideal eines solchen ist ein schlanker Schwarzer mit langen Gliedern und gutmütigem Gesicht, auf dem sich stets ein Lächeln zeigt. In der Mitte der oberen Zahnreihe weist er eine kleine Lücke auf, die ihm



Gruppe von Wanjamwesti.

als Knaben beigebracht worden, um seinen Stamm anzuzeigen. Der Wanjamwesti ist der Yankee von Afrika; er ist ein geborener Händler und Reisender. Seit undenklicher Zeit hat sein Stamm den Gütertransport von einem Land in das andere als sein Sondervorrecht angesehen. Er ist das Lasttier, nach dem sich alle Reisenden sehnen, um ihr Gepäc von der Küste in das ferne Innere bringen zu lassen. Ohne seine Hilfe kann der Araber nirgends hinziehen; wer

eine Forschungsreise macht, kann ohne ihn nicht auskommen. Meist findet man ihn in großer Zahl an der Küste, wo er darauf wartet, für eine lange Reise gemietet zu werden. Er ist wie der Matrose, der seinen Wohnsitz in Mietshäusern der großen Seestädte hat, und gleicht ihm auch darin, daß er nirgends Ruhe findet. Man trifft ihn überall in ganz Zentralafrika an, bepackt mit Ballen aus Sansibar, die Baumwollenwaren und Fabrikate aus Massachusetts, Kalifornien aus England, gedruckte Baumwollenwaren aus Maskat, Tuche aus Rutsch, Glasperlen aus Deutschland, Messingdraht aus Großbritannien enthalten. Die Wanjamwesi sind gelehrt und leicht zu behandeln; in ihren Dörfern findet man sie als ein lustiges Völkchen; auf ihren eigenen Handels-Expeditionen zeigen sie sich geschickt und scharfsinnig; als Ruga-Ruga, als Krieger, sind sie gewissenlos und kühn; in Ukonongo und Ukwendi sind sie Jäger, in Usukuma Eisenschmelzer und Viehtreiber; in Lunda suchen sie eifrig nach Elfenbein und an der Küste staunen sie schüchtern die neue Umgebung an.

Die Wanjamwesi sterben aus, fürchte ich, oder sie sind in andere Länder ausgewandert. Meine erstere Behauptung gründe ich darauf, daß große Landstriche verödet sind, die einst von ihnen bewohnt waren. Unruhige und unzufriedene Geister, wie zum Beispiel Mirambo einer von vielen ist, tragen durch ihre beständigen Streitigkeiten wesentlich dazu bei, Anjamwesi zu entvölkern. Auch sind die Anstrengungen der Reise, denen gerade die Blüte des Stammes ausgekehrt ist; der Vermehrung des Volkes nicht günstig. Ebenso trägt der Sklavenhandel mit seinen Schrecken zur Ausrottung der Wanjamwesi bei. Es ist traurig, daran zu denken, daß zum Beispiel ein Volk wie das kriegerische Geschlecht der Makololo noch innerhalb Menschengedenken — Livingstone hat sie noch gesehen — vom Erdboden verschwunden ist.

Übergläubisch und an allerlei Zaubersput hängend, haben die Wanjamwesi — wie übrigens auch die meisten andern Stämme — dennoch eine bestimmte Vorstellung von Gott, den sie „Miringu“ nennen. Sie betrachten ihn als den Schöpfer und Austeiler aller Reichtümer. Er wird fast nur angebetet, um ihn um weltliche Reichtümer anzufragen. Wenn der Tod ein Mitglied einer Familie in Unjamwesi geraubt hat, so sagen die Verwandten vom Toten, daß „Miringu ihn genommen hat“, oder daß er „verlorengegangen ist“; „es ist Gottes Werk“. Der ehrfurchtsvolle Ton, in dem sie davon sprechen, zeigt auch, daß die Tatsache in ihren Augen wunderbar ist.

Ein fleißiges Volk, sind die Wanjamwesi beider Geschlechter, andererseits weder dem Schmutz noch der Geselligkeit abhold. Selten habe ich etwas erblickt, das sich der Glückseligkeit und vollständigen Zufriedenheit so nähert, wie die Gesichter der alten und jungen Frauen, wenn sie sich gegen Sonnenuntergang aus den Häusern versammelt haben und die Ereignisse des Tages oder die Fragen des Haushaltes besprechen, über die sich der gesellige Kreis der Wanjamwesi gerne unterhält. Während die Dorffrauen sich dieser harmlosen Geselligkeit hingeben, findet man das Familienoberhaupt auf der „Wansa“, dem allgemeinen Versammlungsplatz, wo die jungen Leute ihre Gespräche führen, wo die Preise der Waren und die Politik der Heimat vielleicht mit ebensoviel Verstand und Scharfsinn besprochen wird wie an ähnlichen Orten der Kulturländer. Was die Börse für die modernen Hauptstädte, das ist die „Wansa“ für ein Dorf in Unjamwesi.

Wie alle Neger, lieben auch die Wanjamwesi die Musik sehr; freilich ist sie barbarisch und wird bald eintönig, aber ihre besten Musiker verstehen sie doch immer ansprechend zu machen. Die letzte Skandalgeschichte, politische Neuigkeiten oder persönlicher Klatsch werden, wenn sie die Allgemeinheit

hinreichend beschäftigen, auch im Uiede verbreitet. Eine Woche, nachdem Mirambo den Krieg erklärt hatte, gab es in ganz Unjamweji kein Dorf, das nicht am Abend Mirambos in irgendeiner Weise in seinen Liedern gedacht hätte.

Wenn man den Malagarasi überschreitet und nach Uvinsa kommt, befindet man sich unter einem andern Volk. Schon der Gruß, den man hier vernimmt, deutet auf neue Stämme. Unter ihnen sind die Wabembe besonders zu erwähnen — Kannibalen, die die Felsgebirge im Westen des Tanganika und gegenüber dem nordöstlich davon gelegenen Urundi bewohnen. Sie werden von den Reisenden selten gesehen. Anscheinend ziehen sie aus ihren eigenen Gewohnheiten den Schluß, daß auch andere Leute Menschenfresser sind. Arabischen Kaufleuten, von denen sie wußten, daß sie einen kranken oder sterbenden Sklaven hatten, sollen sie angeblich das Anerbieten gemacht haben, ihn zu kaufen. Und wenn sie einen ungewöhnlich fetten Freigelassenen sehen, sollen sie ihre Hände in den Mund stecken und verwundert ausrufen: „Tschutula, ngema sana, hapa! Tschumwi mengi!“ Was ungefähr soviel besagen will wie: „Futter, gut, in der Tat, hier! Salz in Menge!“ Die Wasansi, ihre Nachbarn, gehören, wie ich fürchte, gleichfalls zur Klasse der Menschenfresser. Nie habe ich in meinem Leben eine solche Aufregung gesehen, wie bei diesen Leuten, als sie bemerkten, daß einer meiner Soldaten eine Ziege zerlegte, um sie zu zerteilen. Es schien, als ob sie beim Anblick des Fleisches von einer Art Wahnsinn ergriffen würden, wie man ihn etwa bei einem hungrigen Raubtier erwarten könnte.

Die Bewohner von Manjema sind die geschicktesten Fabrikanten von Waffen, während die Wadjidji sehr gutes Tuch aus der von ihnen angebauten Baumwolle herzustellen verstehen.

31. Letzte Fahrt auf dem Tanganika.

Meine Verehrung für Livingstone nahm im selben Maße zu, als ich immer vertrauter mit ihm verkehrte. Ich hatte ihn mir bis zu unserer ersten Begegnung, unter dem Eindruck der Äußerungen Dr. Kirks in Sansibar, als einen Mann von unangenehmem, barschem Wesen vorgestellt, zu dem ich nie in herzlichere Beziehungen treten würde. Und nun hatte ich das genaue Gegenteil erlebt! Der edle, wahrhaft christliche, offenherzige Livingstone lud mich in sein Haus ein, drückte seine Freude darüber aus, mich zu sehen, und wurde, um die Wahrheit dieser Versicherung zu bestätigen, auch gleich gesund. „Sie haben mir neues Leben gebracht“ — lauteten seine Worte bei unserer ersten Begrüßung.

Wie früher mitgeteilt, war Livingstone entschlossen, mich nach Unjanjembe zu begleiten, um dort seine schon 1870 durch den britischen Konsul in Sansibar abgesandten Vorräte in Empfang zu nehmen. Er hatte mir die Führung dieser Expedition übertragen. An der Hand der von mir gezeichneten Karte merkte ich mir den Weg vor, der uns nach Unjanjembe führen sollte, ohne daß wir auch nur ein Tuch als Tribut zu zahlen hätten. Schlimmstenfalls führte er uns durch Dschungeln, würden aber die Wavinsa und die plündernden Wahha vermeiden können. Ich setzte meinen Plan dem Doktor auseinander, und er erkannte sofort die Ausführbarkeit und Sicherheit dieses Reiseplanes an. Während ich die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen begann, stellte Livingstone mit Hilfe seiner umfangreichen Tagebücher seinen Reisebericht fertig und schrieb Briefe an seine Freunde, und auch an Herrn Gordon Bennett. Während er in Hemdärmeln, das große Notizbuch auf den Knien, auf der Veranda saß, habe ich ihn gezeichnet, und die Ähnlichkeit des Bildes (s. Titelbild) ist vortrefflich, weil der mich unterstützende Künstler mit angeborenem Talent die Fehler meiner Skizze

entdeckt hat. Dadurch bin ich imstande, Livingstone dem Leser genau so vorzuführen, wie ich ihn gesehen habe.

In diese Tage — auf den 20. Dezember — fiel der Beginn der Regenzeit, die mit Gewitter und Hagel einsetzte und mir einen mehrere Tage dauernden Anfall des böserartigen Wechselfiebers bescherte. Erst am Vorabend von Weihnachten wurde ich wieder hergestellt, und wir beschlossen, das Fest mit einem seiner Bedeutung entsprechenden Mahl zu feiern. Dazu verschafften wir uns fette Schafe, Ziegen, Palmwein und Bier, Eier, frische Milch, Bananen, gutes Kornmehl, Fische, Zwiebeln, süße Kartoffeln und noch verschiedene andere gute Dinge. Aber leider wußte der Koch Feradji gar nicht damit umzugehen; er verdarb den Braten, verbrannte den Eierkuchen und brachte uns auf diese Weise um das Festmahl, auf das wir uns so gefreut hatten. Daß der Schelm nicht Prügel erhielt, kam nur daher, daß ich unfähig war, meine Hände zu seiner Bestrafung zu rühren. Ich sah ihn mit einem so schrecklichen Blick an, daß jeder andere als Feradji dadurch vernichtet worden wäre. Der dumme, dickköpfige Koch aber sicherte nur und hat wohl, wie ich glaube, nachher mit vielem Vergnügen die Pasteten, Eierspeisen und Braten, die durch seine Nachlässigkeit für den Gaumen von Europäern verdorben waren, selbst verzehrt.

Ich hatte unsere Expedition in zwei Gruppen geteilt: die eine, mit Livingstone und mir an der Spitze, machte sich zu Wasser auf den Weg, während die andere, unter Bombays und Asmanis Leitung, ohne Gepäd zu Land längs dem See vorzugehen hatte. Wir hatten abgemacht, an der Mündung eines jeden Flusses zusammentreffen und die Landabteilung von einem Ufer an das andere übersetzen.

Der 27. Dezember, der Tag unserer Abreise von Ubidji, war da. Ich war im Begriff, dem Hafen, dessen Name meinem Angedenken stets heilig sein wird, wohl auf



Die letzte Fahrt auf dem Tanganika.

immer Lebewohl zu sagen. Die Boote, große, schwerfällige, hohle Baumstämme, sind mit Vorräten schwer beladen; die Ruderer sind zur Stelle; die englische Flagge weht am Spiegel von Livingstones Boot, die amerikanische über dem meinigen, und ich kann sie nicht ansehen ohne einen gewissen Stolz, daß die beiden angelsächsischen Nationen heute auf diesem großen Binnenmeer angesichts der wilden Natur und der Barbaren vertreten sind.

Die großen arabischen Kaufleute, die staunenden Kinder von Unjamwesi, die Freien aus Sansibar, verwunderte Waguha und Wadjidji, wilde Warundi begleiten uns an die Boote; alle sind am heutigen Tag still, ja sogar traurig, daß die Weißen, sie wissen nicht wohin, fortziehen.

Unsere Soldaten waren über den Gedanken, nach Unjanjembe zu gehen, nicht weniger freudig erregt als wir. Sie stimmten den Freudengesang der Sansibarers Bootsleute an und ruderten wie Tolle dahin, bis sie vor Erschöpfung ausruhen mußten, während der Schweiß stromweise an ihnen herabfloß.

Wir sind den Wahha entgangen, ha, ha!
Die Wabinsa werden uns nicht mehr plagen! oh, oh!
Mionwu bekommt kein Tuch mehr von uns! hi, hi!
Und Kiala wird nimmer uns wiedersehen! he, he!

Schrien sie mit wildem Gelächter, und die Abtheilung am Ufer sang den Rehrreim des tollen afrikanischen Liedes mit.

Die erste Station, die wir machten, war die an der Mündung des breiten Luutscheflusses gelegene Wohnstätte Kirindos, eines alten Häuptlings, der sich durch Freundlichkeit gegen Livingstone und Feindseligkeit gegen die Araber auszeichnete. Diese konnten sich das nicht erklären, der Doktor aber kannte den Grund wohl; er hatte nur freundliche Worte mit Kirindo gewechselt, während die Araber mit ihm verkehrten, als ob er gar kein Mensch, viel weniger ein Häuptling sei. Das Übersetzen der Expedition über den Fluß

war recht umständlich und erforderte besondere Vorsicht wegen der überall im Wasser auf Beute lauerten Krokodile.

Am nächsten Tage ging es weiter längs der herrlichen Ufer, deren Grün sich nach den Regengüssen neu belebt hatte. Zahlreiche Flusspferde kreuzten unsern Weg. So gelangten wir unter fesselnden Eindrücken bis zur breiten Malagarasimündung, in deren Nähe die Landabteilung abermals zu uns stieß. Hier dauerte das schwierige Werk ihrer Überführung einen vollen Tag; dieselbe Arbeit hatten wir 24 Stunden später beim Passieren des Krokodilbelebten Rugufu zu leisten.

Unser weiteres Reiseziel, Urimba, war sechs Tagereisen durch unbewohnte Gebiete entfernt, was uns zwang, vorher genügend Lebensmittel einzukaufen. Nun ging es über die wilden Bogen der Bucht von Rivoë zum Kap Misohasi, wo wir infolge von Wind und Wellen genötigt waren, die Nacht über haltzumachen. Hinter Misohasi lag das schroffe Kap Kabogo; nicht der furchtbare Kabogofall, dessen gewaltiges Donnergebrüll wir auf unserer Flucht vor den Wahha vernommen hatten, sondern eine Landspitze in Ularanga, an deren harten Felsen schon manches Boot zerschellt war. Wir fuhren dicht an seinen unheildrohenden Felsmassen vorbei, voll Dank für die Ruhe des Tanganika. An der glatten Fläche der Felsabhänge von Kabogo erblickte man die Anzeichen des höchsten Wasserstandes des Sees. Danach steigt der Tanganika während der Regenzeit ungefähr einen Meter über seinen Stand in der trockenen Jahreszeit und wird während der letzteren durch Verdunstung auf seinen normalen Spiegel zurückgeführt.

Ein sehr angenehmer Ort war Sigunga. Drei Stunden weiter setzten wir über die Mündung des Flusses Uwelasia, wo wir uns damit vergnügten, auf die zahlreichen Flusspferde und Krokodile zu schießen. Wir hofften, dadurch auch die Aufmerksamkeit unserer Landabteilung auf uns

zu ziehen, deren Flinten wir seit dem Rugufu nicht mehr hatten knallen hören. Die weitere Fahrt brachte uns in die Bucht von Tongwe, von wo aus — man schrieb inzwischen schon den 3. Januar 1872 — nur noch ein sechsständiger Weg bis Urimba war. Unsere Ruderer strengten sich unter Gesang und Geschrei aufs äußerste an, und bald waren wir in Sicht der Bucht und des gleichnamigen Dorfes. Die Bewohner waren Flüchtlinge aus einer andern Gegend und verhielten sich daher gegen Fremde sehr mißtrauisch. Dieser Umstand und die gesundheitsgefährliche Lage von Urimba bewog mich, noch ein paar Kilometer weiter zu fahren und erst in der Nähe des hohen Rivangaberges zu lagern, bis unsere Landabteilung ankam.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft in Urimba begab ich mich mit meinem Flintenträger Kalulu auf die Suche nach Wild. Nachdem ich etwa zwei Kilometer gegangen war, stieß ich auf eine Herde Zebras. Auf Händen und Füßen vorwärts kriechend, wußte ich es so einzurichten, daß ich auf 100 Schritt in ihre Nähe kam. Es war aber ein schlimmer Ort. Niedrige Sträucher stachen mich; die Uessefliegen ließen sich auf das Visier meiner Flinte nieder, zerstachen mir die Nase, flogen mir in die Augen, kurz, sie brachten mich vollständig außer Fassung. Und um meine Unzufriedenheit noch zu vermehren, beunruhigten meine Anstrengungen, mich von den Dornen freizumachen, die Zebras, die sich den verdächtigen Gegenstand im Busch ansahen. Ich feuerte zwar auf die Brust eines derselben, verfehlte es aber, wie zu erwarten war. Darauf galoppierten die Zebras ungefähr 300 Schritt weit fort. Ich stürzte ins Freie, spannte rasch den Drücker des linken Laufs, zielte nach einem herrlichen Tier, das seinen Gefährten vorantrabte, und schickte ihm auf gut Glück eine Kugel durchs Herz. Das Fleisch meiner Jagdbeute trug wesentlich dazu bei, unsere Gesellschaft

zu verproviantieren für die uns bevorstehende Reise durch das unbekanntes Land, das zwischen uns und Kawendi lag.

Als am dritten Tage unseres Aufenthalts in Urimba die Landabteilung endlich eintraf, konnte die Weiterreise gemeinsam ausgeführt werden. Wir brachen also am 7. Januar unser Lager ab und wandten uns nach Osten, was für mich soviel hieß wie nach Hause! Wohl fühlte ich dabei einiges Bedauern. Ich hatte viel Glück und Freude und angenehme Gesellschaft an den Ufern des Sees gefunden, hatte liebliche Landschaften gesehen, die mich lodend zur Ruhe einluden. Hier gab es weder Kampf noch Niederlagen, weder Hoffnung noch Enttäuschung, nur eine träumerische, träge, aber angenehme Ruhe, die freilich Nachteile mit sich führte. Denn hier gab es Fieber; und ich hatte hier weder Bücher noch Zeitungen, weder Theater noch Gasthaus. Darum sagte ich Lebewohl, ohne Tränen und Seufzer, als ich den friedlichen See und die mächtigen blauen Berge verließ, die in um so tieferes Blau versanken, je ferner sie rückten.

32. Durch die Urwälder heimwärts.

3unächst ging es durch das enge und drückend heiße Loadjertal, wo es mir glückte, an einer steilen Felschlucht eine prächtige Büffelkuh zu erlegen und uns auf diese Weise mit neuem Fleisch zu versorgen. Beim Weitermarsch zeigte es sich aber immer deutlicher, daß unser Führer, der mit großer Redseligkeit seine Wegekundigkeit gerühmt hatte, in Wirklichkeit keine Ahnung von der Gegend hatte. Daher trat ich selbst an die Spitze der Karawane, und wir erreichten, so gut es ging, nach einiger Zeit die nach dem südlichen Kawendi führende Hauptstraße. Dieses Land erwies sich als reiches Jagdgebiet. Unter den Bäumen sahen wir die Borassuspalme, die Früchte von der Größe einer mächtigen

Kanonenkugel trägt; die Eingeborenen nennen sie „Mabjah“ und essen den gerösteten Samen.

Wir marschierten über mehrere Bergrüden, wo uns herrliche Landschaften von überwältigender Schönheit überall umgaben, und erblickten einen mächtigen raschfließenden Strom, dessen Bett zwischen hohen Sandsteinmauern eingesenkt war und dort wie ein kleiner Niagara lärmte und toste.

Nachdem wir unser Lager auf einer malerischen Anhöhe aufgeschlagen hatten, wollte ich den Versuch machen, uns Fleisch zu verschaffen, das in dieser interessanten Gegend jedenfalls vorhanden zu sein schien. Ich ging daher mit meinem kleinen Gewehr die Ufer des Flusses entlang nach Osten. Etwa ein bis zwei Stunden zog ich so weiter durch eine Gegend, die immer malerischer und lieblicher wurde, und ging dann eine vielversprechende Schlucht hinauf. Ohne Erfolg an ihrem Rande entlang schreitend, befand ich mich alsbald zu meinem Erstaunen direkt einem Elefanten gegenüber, diesem furchtbaren Kolosse, der Personifikation der Macht in Afrika. Seine großen, breiten Ohren hielt er wie schwellende Segel ausgebreitet. Mich dünkte, als ich seinen gewaltigen Rüssel wie einen warnenden Finger vorwärts gestreckt sah, eine Stimme zu hören, die mir „Halt ein, Jäger!“ zurief. Doch weiß ich nicht, ob dies nur in meiner Einbildung lag oder von Kalulu herkam, der gerade rief: „Tembo, tembo! Bana jango!“ (Ein Elefant, ein Elefant, Herr!) Denn der junge Schelm war davongelaufen, sobald er den furchtbaren Koloß in solch unmittelbarer Nähe erblickte. Als ich mich von meinem Erstaunen erholt, hielt auch ich es für klüger, mich zurückzuziehen, zumal ich nur eine Erbsenflinte in der Hand hatte. Zurückblidend sah ich, wie er seinen Rüssel bewegte, und verstand, daß er sagen wollte: „Adieu, junger Mann! es ist ein Glück für dich, daß du dich zu rechter Zeit entfernst, denn sonst hätte ich dich zu Brei zerstampft.“



Eine überraschende Begegnung.

Als ich mir hierzu gratulierte, flog eine Wespe direkt auf mich zu und pflanzte mir ihren Stachel in den Nacken, so daß für diesen Nachmittag mein in Aussicht genommenes Vergnügen vereitelt war. Bei meiner Rückkehr ins Lager fand ich meine Beute murrend; ihre Lebensmittel waren zu Ende, und für die nächsten drei Tage war keine Aussicht vorhanden, ihnen welche zu schaffen. Mit dem Mangel an Vorsicht, der gefräßigen Individuen eigen ist, hatten sie ihre Kornrationen und den ganzen Vorrat an Zebra- und Büffel- fleisch möglichst rasch verzehrt und schrien jetzt, sie müßten verhungern.

Zahlreiche Spuren von Tieren waren zwar vorhanden, da aber die Regenzeit da war, hatte sich das Wild überallhin zerstreut; in der trockenen Jahreszeit hätten wir in diesen Wäldern unsere Speisekammer jeden Tag mit neuen Vorräten versehen können.

Die Losung lautete also „Vorwärts durch die Urwälder“. Nach dem Regen sproßten alle Pflanzen, Kräuter und Bäume in üppiger Lebenskraft. Flüsse, die in jenen heißen Sommertagen gar nicht vorhanden gewesen waren, stürzten sich jetzt zwischen dicken Gürteln mächtiger Bäume schäumend und tosend in die Waldtäler hinab. Schönes bezauberndes Utawendi! Womit soll ich die Lieblichkeit deiner hehren, wilden, freien, üppigen Natur vergleichen? Gibt es etwas Gleiches in Europa? Habe ich etwas Ähnliches in Asien, etwa in Indien gesehen? So fruchtbar ist die Erde, so gütig die Natur, daß man sich unwillkürlich hingezogen fühlt, auch wenn man nicht den Wunsch hat, sich hier dauernd niederzulassen. Das Verderben, das sich unter der glänzenden, fesselnden Schönheit des Landes verbirgt, könnte durch ein Kulturvolk beseitigt werden, die ganze Gegend mit ihrer jetzt durch Fieber vergifteten Atmosphäre könnte ebenso gesund gemacht werden, als sie fruchtbar ist. Selbst als ich unter dem schrecklichen Fieber dahinwankte; als sich mein

Gemüt unter seinem Einfluß immer mehr verbitterte, mein Gehirn durch die stets wiederkehrenden Anfälle in Mitleidenschaft gezogen wurde; als ich wußte, wie die eben aus dieser Schönheit entspringende Malaria langsam meine Kräfte untergrub und hinterlistig Geist und Körper vernichtete: selbst da betrachtete ich das lockende Antlitz des Landes voll Liebe. Eine Traurigkeit überschattete mich mit jedem Tage mehr, der mich weiter von dem Lande trennte. Ich war fast geneigt, mit dem Schicksal zu hadern, das mich gewaltsam aus Ukwendi zu entfernen schien.

Am neunten Tage unseres Marsches von den Ufern des Tanganika erblickten wir den Berg Magdala, der sich wie eine dunkle Wolke im Nordosten erhob. Dadurch wurde mir klar, daß wir uns Imrera näherten und daß unser verwegener Vorsatz, die unbewohnten Dschungeln von Ukwendi zu durchziehen, bald von Erfolg gekrönt sein werde. Gegen den Ratschlag aller Führer und gegen die Vorschläge der ermüdeten und verhungerten Leute unserer Expedition hatte ich darauf bestanden, mich nur vom Kompaß und meiner Karte leiten zu lassen. Traurig fragten mich die alten erfahrenen Soldaten, ob ich sie denn durchaus verhungern lassen wolle, da der Weg, den ich hätte einschlagen sollen, nach Nordosten führe. Ich zog es aber vor, mein Vertrauen auf den Kompaß zu setzen. Keine Sonne schien, als wir durch den Urwald, durch Dschungeln, über Bäche und steile Bergrücken und in tiefe Täler zogen, ein dicker Nebel bedeckte die Waldung; häufig prasselte der Regen auf uns herab, und den Himmel deckte ein undurchdringlicher grauer Dunst. Aber der Doktor setzte vollständiges Vertrauen in mich, und ich blieb meinem Vorsatz treu.

Sobald wir an unserm Lager angekommen waren, zerstreuten sich meine Leute im Walde, um die heiß ersehnte Nahrung zu suchen. Die zahlreichen in der Nähe wachsenden Pilze konnten genügen, den nagenden Hunger meiner Leute

zu stillen. Hätte nicht heftiges Regenwetter geherrscht, ich hätte gewiß Wild fürs Lager schaffen können; die Ermattung und das schwächende Fieber hinderten mich jedoch daran, aus dem Lager zu gehen, wenn wir einmal haltgemacht hatten. Die Jäger wurden durch die in unserer Nachbarschaft befindlichen zahlreichen Löwen, deren schreckliches Gebrüll Tag und Nacht gehört wurde, so in Schrecken versetzt, daß sie trotz der auf jedes Tier ausgesetzten Belohnung es nicht wagten, in die finstern Waldwiesen außerhalb des geschützten Lagers zu dringen.

Am Morgen des zehnten Tages versicherte ich meinen Leuten, wir befänden uns ganz in der Nähe von Nahrungsmitteln. Die Liebenswürdigsten unter ihnen ermunterte ich durch das Versprechen reichlicher Nahrung und den Widerspenstigen drohte ich mit bösen Schlägen. Dann zog ich durch den Wald; mit Mühe schleppte sich die fast erschöpfte Expedition hinter mir her. Es war wirklich eine verzweifelte Lage, und ich bedauerte die armen Leute viel mehr, als sie selbst es taten. Obwohl ich in ihrer Gegenwart aufbrauste, wenn sie sich niederlegen und nicht weiterziehen wollten, war ich weit davon entfernt, ihnen zu nahe zu treten. Ich war zu stolz auf sie. Aber unter diesen Umständen wäre es gefährlich, ja selbstmörderisch gewesen, einen Zweifel an der Richtigkeit des Weges zur Schau zu tragen. Die einfache Tatsache, daß ich meinen Weg nach des Doktors kleinem köstlichem Ratgeber, dem Kompaß, fortsetzte, übte einen großen moralischen Einfluß auf sie aus, und obwohl sie klagend, mit abgehärmten Gesichtern protestierten, folgten sie doch meinen Spuren mit einer geradezu rührenden Vertrauensseligkeit.

Viele Meilen reichten sich an die schon zurückgelegten Strecken, — aber endlich nahte doch der Tag, an dem wir, meiner Berechnung nach, Impera erreichen mußten. Wir schritten einen Berggrüden hinauf, der in wenigen Minuten

die Wahrheit oder die Ungenauigkeit meiner Karten feststellen mußte. Als wir an den östlichen Rand des Berggipfels kamen, erkannten wir in einer Entfernung von etwa 8 Kilometern, 300 Meter unter der Hochfläche, auf der wir standen, — das Tal von Imveral

33. Wieder im Jagdparadies.

Schon Livingstones Füße von den Anstrengungen der Marsche durch die Wildnis bluteten, setzten wir schon am Tage darauf, 18. Januar 1872, unsern Weg nach Unjanyembe fort. In der Nähe eines verlassenen Dorfes glückte es mir, durch das Erlegen eines Zebrapärchens frisches Fleisch — nicht weniger als 7 Kilo auf den Kopf — zu beschaffen. Meine gleichzeitig unternommene Giraffenjagd dagegen blieb erfolglos, obgleich ich ein Tier getroffen hatte. Erst als ich mir auf Livingstones Rat aus einer alten Feldflasche Zinkkugeln gegossen hatte, die härter sind als die von mir benutzten Bleikugeln, brachte ich eine Giraffe zur Strecke. Das erlegte Tier war vom Vorderhuf bis zum Kopf über 5 Meter hoch, und seine eßbaren Fleischtheile wogen etwa 450 Kilo. Ich war eigentlich betrübt, als ich das edle Tier vor mir hingestreckt liegen sah. Ich hielt es für sehr schade, daß diese für den Dienst des Menschen so geeigneten Tiere nur zur Nahrung verwendet werden konnten. Pferde, Maultiere und Esel sterben in diesen ungesunden Gegenden; wärd ein Segen würde es aber für Afrika sein, wenn sich Giraffen und Zebras zum Nutzen der Forscher und Handelsleute zähmen ließen. Auf einem solchen Tier könnte man von Bagamojo aus Udsjidi in einem Monat erreichen, während ich zu dieser Reise mehr als sieben Monate gebraucht habe!

Die nächsten Tage wurde ich wieder einmal von einem schweren Fieberanfall heimgesucht. Wir brachen daher erst am 27. Januar nach Misonghi auf. Da es ein ungewöhnlich

langer Marsch war, hegte ich Zweifel, ob der Doktor seiner wunden Füße wegen ihn aushalten könne. Ich bot ihm daher eine Tragbahre an. Der tapfere alte Held wollte aber durchaus nicht getragen werden und legte den ganzen Weg bis zum Lager, einen Marsch von 28 Kilometern, zu Fuß zurück. Uebrigens hatte ein Bienenschwarm sein Gesicht furchtbar zerstoßen; nachdem er aber eine Tasse Tee und etwas Nahrung zu sich genommen, war er so munter, als ob er noch keine Meile weit marschiert sei. So gelangten wir nach Mwaru. Hier brachte uns der Sultan die erfreuliche Kunde, daß Mirambo endlich unschädlich gemacht war, und die traurige Nachricht, daß Shaw in Unjanjembe nicht mehr unter den Lebenden weile. Hierzu meinte Livingstone: „Das habe ich Ihnen ja gesagt; als Sie ihn mir als einen Trunkenbold schilderten, wußte ich, daß er nicht am Leben bleiben könne. Gewohnheitsäußer bleiben hierzulande ebenso wenig am Leben wie Leute, die andern Lastern ergeben sind.“

„Ach, Herr Doktor, da sind nun zwei von uns tot. Ich werde der dritte sein, wenn dieses Fieber lange dauert.“

„O nein, keineswegs. Wenn Sie am Fieber sterben sollten, so wären sie schon in Udjidji gestorben, als Sie den schweren Anfall hatten. Denken Sie doch nicht daran! Ihr Fieber kommt jetzt nur vom Raßwerden her. Ich selbst reise nie während der nassen Jahreszeit. Diesmal habe ich es nur getan, weil ich so besorgt war und Sie nicht in Udjidji aufhalten wollte.“

Ja, es gibt doch nichts Schöneres, als einen guten Freund hierzulande bei sich zu haben, durch den man ermutigt und aufrecht erhalten wird! Armer Shaw! Er war zwar ein schlechter Mensch, aber trotzdem dauert er mich sehr. Wie oft habe ich versucht, ihn aufzuheitern; es fehlte ihm aber an Energie, und die letzten Worte, die ich vor unserer Trennung zu ihm sprach, waren: „Denken Sie daran, daß Sie sterben werden, wenn Sie nach Unjanjembe zurückkehren.“

Am 7. Februar kamen wir am Gombefluß an und schlugen unser Lager in der Nähe eines der größten Seen desselben auf. Dieser ist wohl mehrere Kilometer lang und wimmelt von Flußpferden und Krokodilen.

Von diesem Lager aus schickte ich den Koch Feradji und Tschaupereh nach Unjanjembe, um uns die Briefe und Arzneien, die mir aus Sansibar zugegangen waren, bis nach Ugunda entgegenzubringen. Wir dagegen zogen am nächsten Tage in unser altes Quartier am Gombe, wo wir zuerst in das eigentliche zentralafrikanische Jagdparadies eingeführt worden waren. Der Regen hatte zwar die meisten Herden auseinandergetrieben, es gab jedoch noch viele Jagdtiere in der Umgegend. Bald nach dem Frühstück nahm ich Chamedi und Kalulu mit mir auf die Jagd. Nach einem langen Marsch kamen wir an ein dünnes Gebüsch, wo ich die Spuren verschiedener Tiere, zum Beispiel von Ebern, Antilopen, Elefanten, Rhinocerossen, Flußpferden, und eine ungewöhnliche Zahl von Löwenspuren entdeckte. Plötzlich hörte ich Chamedi rufen: „Herr, Herr, hier ist ein Simba! (Löwe).“ Erzfeige, wie der junge Bursche war, kam er vor Furcht und Erregung zitternd zu mir gelaufen, mir den Kopf des Tieres zu zeigen, das gerade aus dem hohen Grase hervorsah und uns standhaft anblickte. Gleich darauf sprang der Löwe von einer Seite auf die andere; doch war das Gras so hoch, daß man ihn nicht genau sehen konnte. Indem ich einen vor mir stehenden Baum benutzte, kroch ich ruhig weiter, mit der Absicht, das schwere Gewehr gegen ihn anzulegen, da ich infolge mehrerer Fieberanfalle zu schwach war, aus freier Hand sicher zu zielen. Groß war aber mein Erstaunen, als ich das Gewehr vorsichtig an den Baum gestützt und die Mündung auf den Punkt gerichtet hatte, wo ich das Tier hatte stehen sehen. Als ich nämlich weiter hinblickte, sah ich das Tier, es war wirklich ein Löwe, sehr rasch davonspringen. Der König des Waldes

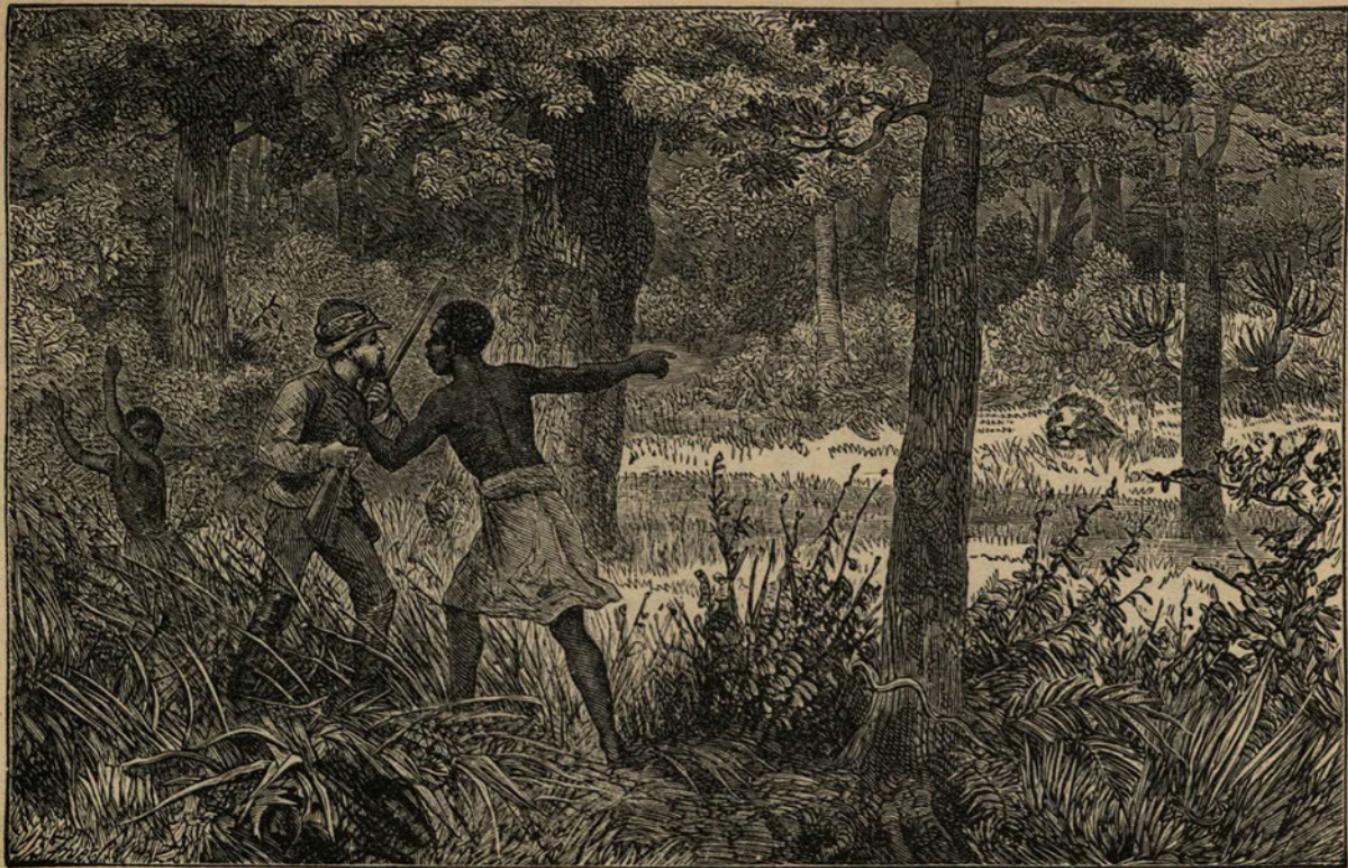
befand sich in voller Flucht! Von diesem Augenblick an habe ich aufgehört, ihn als das mächtigste Tier zu betrachten oder sein Gebrüll am hellen Tage für fürchtbarer zu halten als das Girren einer Taube.

Über meine mißglückten Jagdversuche verstimmt, brachen wir bald nach Mittag nach dem Dorfe meines alten Freundes Mamanjara auf, wo wir vom Häuptling gastfreundlich begrüßt wurden. Er hatte Leute zu mir geschickt, damit sein weißer Bruder nicht im Walde, sondern in seinem Dorfe haltmache. Er schenkte uns Honig und Nahrungsmittel, die uns in unserer Lage sehr willkommen waren. Hier zeigten sich wieder die freundlichen Gesinnungen, wie sie den zentralafrikanischen Häuptlingen eigen sind, die noch nicht von Arabern verborben wurden.

Am 14. langten wir in Ugunda an, und bald nachdem wir es uns in einer Hütte bequem gemacht hatten, kamen meine beiden Boten zurück.

Unsere nächste Beschäftigung galt dem so lange entbehrten Lesen der Zeitungen und Briefe, deren sich in Unjanjembe nicht weniger als sieben Pakete angesammelt hatten. Die Zeitungen waren voll von erstaunlichen Nachrichten. Die Pariser Kommune hatte sich in Waffen gegen die Nationalversammlung erhoben; die Tuilerien, der Louvre, die stolze alte Hauptstadt Frankreichs waren in Brand gesteckt worden! Französische Soldaten hatten Männer, Weiber und Kinder gemordet; in der schönsten Stadt der Welt waren teuflische Wildheit und eingefleischte Rachgier tätig. Eine ganze Stadt war der rohsten Willkür einer wütenden, brutalen Armee preisgegeben worden. Derartiges ist selbst im Herzen des barbarischen Zentralafrika unbekannt. Verächtlich stießen wir die Zeitungen mit den Füßen von uns.

Nun trennte uns nur noch eine kurze Entfernung von unserm Ziel. Am 18. Februar, dem 35. Tage seit unserer Abreise aus Udjidji, erschienen wir mit fliegenden Fahnen



Der furchtsame Löwe.

und unter Gewehrfeuer im Tale Kwihara, und als Dr. Livingstone und ich durch das Portal meiner alten Wohnung traten, begrüßte ich ihn in aller Form in Unjanjembe und in meinem eigenen Hause. Seit dem Tag, an dem ich krank und fast lebensmüde die Araber verlassen hatte, von der Hoffnung beseelt, daß meine Mission von Glück gekrönt werde, waren 131 Tage vergangen — unter welchen Wechselfällen weiß der Leser. In dieser Zeit hatte ich gegen 2000 Kilometer zurückgelegt. Aus der Mythe, der ich durch die Wildnis nachgezogen war, war eine Tatsache geworden, und diese wurde mir um so deutlicher, als der lebendige Mann Arm in Arm mit mir in mein altes Zimmer trat und ich ihm sagte: „Herr Doktor! endlich sind wir zu Hause!“

34. Abschied von Livingstone.

Unjanjembe mit meiner bequemen Wohnung erschien mir jetzt wie ein Paradies, zumal ich hier vor dem Aufbruch nach Udjidji reichliche Vorräte zurückgelassen hatte. Zum ersten, was wir nach unserer Ankunft taten, gehörte die Öffnung von Livingstones Kisten, deren Lederbissen uns als langersehnte Entschädigung nach der Wildnis höchst willkommen waren. Diese Vorräte entpuppten sich aber zu unser aller Überraschung als eine große Täuschung. Denn die Schinken waren kaum größer als Fingerhüte, in den Einpfundkrufen fand sich kaum ein voller Teelöffel mit Fruchtfaß, der steinharte Käse war nicht zu genießen und die Gewürze noch weniger. Die Kiste mit Cognak fehlte vollständig. Auch meine Vorräte erwiesen sich als verringert; besonders vermißte ich Luche. Es war offenbar, daß hier unehrliche Hände im Spiel waren. Und in der That bestätigte sich sehr bald der auf einen Wächter fallende Verdacht des Diebstahls. Nicht weniger schuldig war aber auch Scheich Said ben Salim, dem seinerzeit Livingstones Güter zur Weiterbeförderung übergeben worden waren. Freilich

erklärte dieser Mann bei der Auslieferung der Sachen, daß die Termiten viel zerstört hätten, womit er unsere Gutgläubigkeit auf eine sehr harte Probe stellte: die Ameisen sollten es also gewesen sein, die zwei wertvolle Gewehre aufgefressen, die Blechbüchsen zernagt und die Korke der leergetrunkenen Rognakflaschen durch andere Stöpsel ersetzt hatten!

Trotz dieser üblen Erfahrungen ließen Livingstone und ich es uns nicht nehmen, das in Ubidji verunglückte Weihnachtsfestessen nachzuholen, und noch nie hatte es in Unjanyembe eine so reich mit Delikatessen versehene Tafel gegeben wie am Tage unseres Mahles.

Am 22. Februar trat endlich wieder schönes Wetter ein, und während ich meine Heimreise vorzubereiten begann, schrieb der Doktor Briefe und beendigte seinen Reisebericht, den ich in einer verlöteten Blechbox nach Europa mitnehmen sollte. An Waren und Reisebedarfsgegenständen konnte ich Livingstone im ganzen 40 Lasten übergeben, darunter allein 2700 Meter Tuch, 16 Säcke voll Perlen und 150 Kilo Messingdraht. Zusammen mit seinen eigenen mußten diese Vorräte — 70 Lasten — meiner Berechnung nach für eine Expedition von 60 Leuten während 700 Tagen genügend sein. Livingstone gab mir den Auftrag, in Sansibar für ihn 50 Freie anzuwerben und noch Fehlendes einzukaufen, um ihn sobald wie möglich in die Lage zu setzen, seine in der Nilgegend abgebrochenen Forschungen abzuschließen. Ich gelobte meinem berühmten Gefährten, seine Wünsche zu erfüllen und mich in größter Eile an die Küste zu begeben, um dort für ihn tätig zu sein. Freilich war dies der Todesstreich für meine eigenen Pläne, den Nil hinunterzugehen und Nachrichten über Sir Samuel Baker einzuziehen.

Die Stunde des Abschieds von Livingstone nahte. Der Wunsch, nach Hause zu kommen, erfüllte zwar auch den großen Forscher, aber er empfand es nun einmal als ein höheres Gebot, erst seine Forschungen zu beendigen, und

nie hat es jemand gegeben, der sich so völlig nur von dem leiten ließ, was er als seine Pflicht erkannte, wie Livingstone. Dafür hatte er die Genugthuung, mit jedem neuen Schritt, den er zurücklegte, eine Kette der Sympathie zu schmieden, die die christlichen Nationen mit den Heiden des tropischen Afrika durch Nächstenliebe verbinden soll.

Einige Tage vor meiner Abreise versammelten sich die Eingeborenen, um mir zu Ehren einen Abschiedstanz aufzuführen. Der stets komische Bomban, der sich beim Tanz am gemüthlichsten fühlte, hatte meinen Wassereimer auf dem Kopf, der kräftige Tschaupereh hatte eine Axt in der Hand und ein Ziegenfell auf dem Haupt. Baraka hatte meine Bärenhaut und hantierte mit einem Speer herum. Der stierköpfige Mabruki war auf den Geist der Sache eingegangen und schritt feierlich auf und ab wie ein Elefant. Ulimengo hatte eine Flinte und gebärdete sich wie ein wütender Brambarbas, als ob er sich auf eine Schlacht mit Hunderttausenden einlassen wollte. Chamedi und Kamna standen, Rücken an Rücken, vor den Trommlern und warfen um die Wette die Füße in die Luft. Alle waren zu Dämonen geworden, die sich unter dem himmlischen Licht der Sterne bekämpften und teilnahmen an einem Zauberdrama, in dem wir durch den furchtbaren Donner der Trommeln zu tätiger Bewegung angeregt wurden.

An diese abenteuerliche Aufführung schloß sich ein Chorgesang, dessen Text auf mich, Mirambo und sonstige Ereignisse des Tages Bezug nahm und der durch seinen von gewaltiger Leidenschaft getragenen Tonsatz den sangeslustigen Kindern Unjamwesis alle Ehre machte.

Der 13. März war der letzte Tag meines Zusammenseins mit Livingstone, am 14. früh wollte ich aufbrechen. Es war mir zumute, als ob ich mich gegen das uns trennende Schicksal auflehnen sollte, denn eine innere Stimme sagte mir, daß es ein Abschied für immer sein werde.

„Morgen abend werden Sie allein sein, Herr Doktor.“

„Ja; das Haus wird so aussehen, als ob ein Todesfall darin stattgefunden hat. Sie würden doch besser daran tun, hier zu bleiben, bis der Regen, der jetzt nahe bevorsteht, vorüber ist.“

„Ich wünschte zu Gott, ich könnte das, lieber Herr Doktor; doch jeder Tag, den ich jetzt noch hier verweile, nachdem keine Nothwendigkeit mehr vorliegt, hält Sie von Ihrer Arbeit und Ihrer Heimat zurück.“

„Das weiß ich; aber denken Sie doch an Ihre Gesundheit. Sie sind nicht imstande zu reisen. Was haben ein paar Wochen mehr oder weniger zu bedeuten? Sie werden ebenso rasch an die Küste gelangen, wenn der Regen vorüber ist, als wenn Sie jetzt fortziehen. Zwischen hier und der Küste werden die Ebenen überschwemmt sein.“

„Meinen Sie? Ich will aber die Küste in 40, allerhöchstens 50 Tagen erreichen. Der Gedanke, daß ich Ihnen dadurch einen wesentlichen Dienst leiste, wird mich anspornen.“

Unbarmherzig eilten die Stunden dahin, es half nichts, — der letzte Händedruck mit dem edlen Doktor mußte gewechselt, der Marsch mußte angetreten werden. Die Ballen und das Gepäc wurden zum Hause hinausgetragen, die Leute bereiteten sich auf den ersten Marsch nach der Heimat vor.

Wir nahmen zusammen ein trauriges Frühstück ein. Ich konnte nicht essen, das Herz war mir so voll; auch mein Gefährte schien keinen Appetit zu haben. Wir fanden noch etwas zu tun, was uns etwas länger beisammenhielt. Um 8 Uhr war ich noch nicht fort und ich hatte doch die Absicht gehabt, um 5 Uhr morgens abzugehen.

„Herr Doktor,“ sagte ich, „ich werde zwei Leute bei Ihnen lassen, die heute und morgen hier bleiben können, denn es kann doch sein, daß Sie bei der Eile meiner Abreise etwas vergessen haben. Einen Tag bleibe ich in Tura an der Grenze von Unjamwesi, um ein letztes Wort, einen

letzten Wunsch von Ihnen in Empfang zu nehmen. Jetzt müssen wir scheiden, es hilft nichts. Leben Sie wohl!“

„Nun, ich werde Sie noch ein Stückchen begleiten. Ich muß sehen, wie Sie sich auf den Weg machen.“

„Vielen Dank. Nun, Leute, nach Hause! Kirangosi, erhebe die Fahne, und marsch!“

Das Haus sah verödet aus, es entschwand unsern Blicken. Die Vergangenheit, die Gedanken an meine Bestrebungen und Hoffnungen überwältigten mich. Aus diesem Hause war ich nach Udsjibji gezogen; mit einem neuen, teuern Gefährten war ich wie zu einem alten Bekannten zurückgekehrt, und jetzt mußte ich alles verlassen. Schon jetzt erscheint mir alles wie ein Traum.

Wir gingen Seite an Seite; die Leute stimmten einen Gesang an. Ich blickte Livingstone lange an, um mir seine Züge recht genau ins Gedächtnis zu prägen.

„Soweit ich es verstehen kann, liegt also die Sache so, Herr Doktor, daß Sie nicht beabsichtigen heimzukehren, bis Sie sich über die Quellen des Nils vergewissert haben.“

„Nun aber, mein lieber Herr Doktor, auch die besten Freunde müssen sich trennen. Sie haben mich weit genug begleitet; daher bitte ich Sie, umzukehren.“

Livingstones Worte zum letzten Abschied waren:

„Ich kann Ihnen nur folgendes sagen: Sie haben das geleistet, was nur wenige zu tun imstande sind, und zwar viel besser als verschiedene große Reisende, die ich kenne. Ich bin Ihnen dankbar für das, was Sie an mir getan, Gott geleite Sie sicher nach Hause und segne Sie, mein Freund!“

„Und möge Gott auch Sie uns allen glücklich heimführen, mein teurer Freund! Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“

Wir schüttelten uns die Hände, und ich mußte mich von ihm losreißen, um nicht zu weich zu werden.

35. Drohende Kämpfe auf der Heimreise.

Der Antritt der Heimreise fiel fast auf den Tag genau mit dem Beginn der Regenzeit zusammen: das eine Ereignis fand am 14., das andere am 17. März statt. Ich mußte also wiederum mit Schlammwegen und ausgetretenen Flüssen rechnen.

Nach rüstigen Märschen waren wir schon binnen einer Woche in Osttura, dem Grenzort von Unjamwesi, und schlugen unser Lager für die nächste Nacht in einer malerischen Lichtung auf, auf deren kahler Felsplatte die Leute mit großer Geschidlichkeit ihr Korn mahlten. Einige Tage darauf in Kiwjuh angelangt, wußten wir, daß wir nunmehr auf dem an wogenden Maisfeldern reichen Boden Ugogos standen, worauf auch die vielen, für dieses Land bezeichnenden Gummi- und Dornbäume hinwiesen.

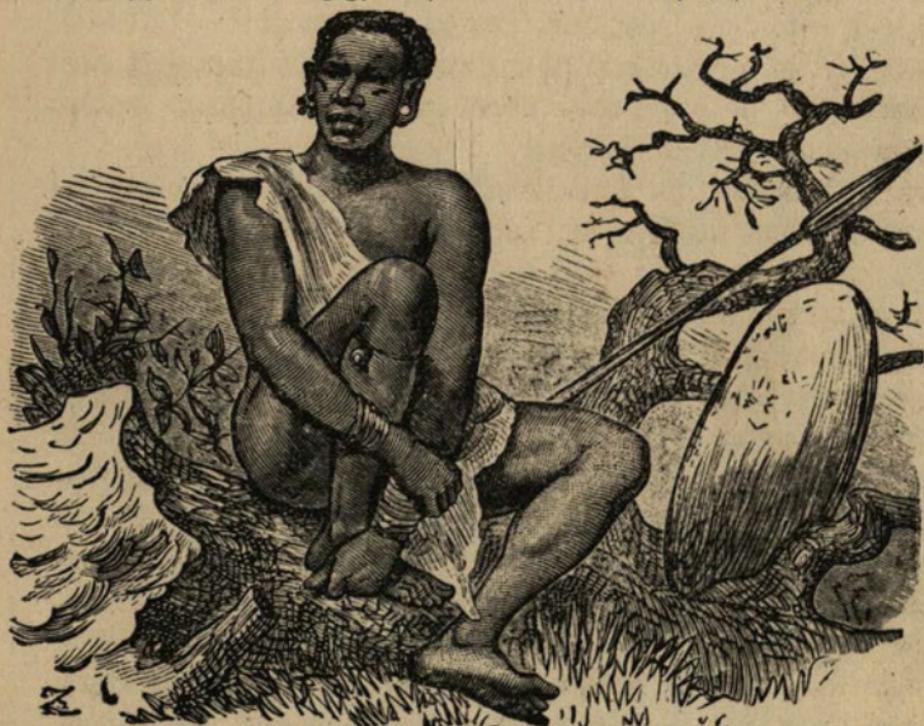
Kaum waren wir im Lager, als plötzlich von allen Seiten laut die Kriegshörner ertönten und der Ruf: „Warugu, Urugu!“ — was soviel heißt wie „Diebe, Diebe“ — erschallte. Ein Nachbarhäuptling nämlich, dessen Stamm wegen seiner Neigung zur Aneignung fremden Gutes diesen Spottnamen trug, sollte, wie es hieß, im Begriff sein, den jungen Machthaber von Kiwjuh anzugreifen. Die Leute stürzten sich in ihre Dörfer, und in kurzer Zeit sahen wir sie in voller Kriegsausrüstung heranziehen. Strauß- und Adlerfedern wogten auf der Stirn, Zebrahamnen um den Kopf; Anie und Knöchel waren mit kleinen Schellen besetzt. Vom Raden flatterten ihre Gewänder: Speere, Knüttel und Bogen schwenkten sie über dem Kopf oder hielten sie in der rechten Hand, als ob sie zum Wurf bereit seien. So passierten in kurzer Zeit an tausend kriegsbereite Soldaten das Dorf. Für diesmal blieb es allerdings bei dem bloßen Alarm, denn der Kriegsruf erwies sich bald als grundlos.

Etwas ernster schien sich die Lage für mich einige Tage später in Chonse gestalten zu wollen, dessen Häuptling Miene machte, sich wegen der, seiner Meinung nach, zu geringen Tributzahlung meinem Weitermarsch zu widersetzen. Ja, es hieß sogar, der Häuptling hätte die Absicht, sich unsere gesamten Tuchvorräte gewaltsam anzueignen. Kurz entschlossen, jedem derartigen Versuch von vornherein die Spitze abzubrechen, ging ich mit schußbereiter Waffe auf den Unterhändler — einen Minjamwesiüberläufer — zu, ergriff ihn an der Gurgel und drohte, ihm seine Nase noch platter zu schlagen und ihn zuerst zu erschießen, wenn wir zum Kampf gezwungen würden. Hierauf stieß ich den Schurken in den Hintergrund. Der Häuptling, der sich über dieses Verfahren sehr amüsierte, lachte laut auf, und in kurzer Zeit hatten wir uns ohne seinen Vermittler zu gegenseitiger Befriedigung über die Tributfrage verständigt und trennten uns als gute Freunde.

Über Sansa kamen wir in tüchtigem Marsch zum gefälligen Sultan Kanjenji. Sein Sohn Unamapokera war ein hoch aufgeschossener Mann von etwa 30 Jahren, der mit mir große Freundschaft schloß. Er versprach, mir den Tribut leicht zu machen und mir auch einen Mann mitzugeben, der mir den Weg nach dem Dorf an der Grenze von Kanjenji zeigen könne. Ich sei dadurch imstande, dem raubgierigen Rifewah auszuweichen, der gewohnt sei, den Karawanen großen Tribut abzunehmen. In der That kam ich mit einer Zahlung von nur 40 Meter Tuch davon, während sonst 240 Meter der übliche Tribut sind.

Am 2. April waren wir nach dem Passieren von Dschungeln und Teichen in Mapanga, wo wir abermals in eine Lage geraten sollten, die nicht ungefährlich hätte werden können. Wir hatten an einem anmutigen Platz unser Lager aufgeschlagen, und Bombay war eben im Begriff, einen Ballen zu öffnen, als wir eine große Menge Menschen

zusammenlaufen und laut schreien hörten. Gleich darauf kamen 40 bis 50 Bewaffnete, ein Häuptling an der Spitze, aus dem Didiht hervorgestürzt, schwingen ihre Speere über den Köpfen oder waren im Begriff, ihre Bogen zu spannen, und stießen ein Geheul aus, wie es nur Wilde können. Es klang ungefähr wie ein langgezogenes „Hhaat-uh — Hhaat-uhh-uhh“ und trotzig, bestimmt und drohend, wollte es



Unser Freund Inamapokera.

unverkennbar sagen: „Ihr wollt, wollt ihr? Nein, ihr wollt nicht!“ Ich hatte es schon geahnt, daß die von mir gehörten Stimmen nichts Gutes für uns bedeuteten, und hatte infolgedessen meine Waffen und Patronen in Ordnung gebracht. Es wäre im Ernstfall keine geregelte Schlacht, sondern ein mörderischer Strauß geworden: zwar waren nur 40 Speere gegen 40 Flinten, aber wieviele von den mit Flinten Bewaffneten wären wohl davongelaufen? Welches

Ende für meine Expedition! Und dazu der Verlust des Livingstoneschen Tagebuches, der Frucht einer sechsjährigen Arbeit! Hierzulande hat es keinen Sinn zu kämpfen, wenn man nicht durch die alleräußerste Not dazu gezwungen wird. Ohne also von dem Ballen aufzustehen, auf dem ich saß, bat ich den Führer, eine Erklärung des furchtbaren Lärms und der drohenden Mienen zu verlangen und zu fragen, ob sie gekommen seien, um uns zu berauben.

„Nein,“ sagte der Häuptling, „wir wünschen euch nicht den Weg zu versperren oder euch zu berauben, sondern wollen nur Tribut haben.“

„Aber seht ihr denn nicht, daß wir hier halten und der Ballen schon geöffnet ist, um euch den Tribut zu schicken?“

Der Häuptling brach in ein Lachen aus, in das auch wir einstimmten. Er war offenbar über sein Betragen beschämt, denn er erklärte, der ganze Alarm sei nur dadurch entstanden, daß man ihm gemeldet habe, ich wolle ohne Tributzahlung sein Gebiet durchschreiten.

Rasch ging es nun, ungeachtet des regnerischen Wetters und starker Stürme, vorwärts nach Mpapua, dem Sterbeorte Farquhars, wo wir am 7. April eintrafen. Wir hatten den weiten Marsch von Udjidji bis hier — 544 Kilometer — in 24 Tagen, einschließlich aller Aufenthalte, zurückgelegt, was mehr als 22 Kilometer täglich ausmachte. Zu Ehren von Farquhar türmten wir, wie wir es auch bei Shaws letzter Ruhestätte getan, einen großen Steinhaufen über seinem Grabe:

36. Die Schrecken der Regenzeit.

Die Regenzeit begann allmählich fühlbarer zu werden, besonders als wir das Mutondofuatal betraten. Es stellte sich je länger desto mehr heraus, daß die feuchte Jahreszeit diesmal besonders heftig auftrat. Die Flüsse waren zu tosenden Strömen geworden, und die zu überschreitenden



Ein zur rechten Zeit beigelegter Streit.

Gewässer reichten uns oft bis an den Hals; der Schlamm war knietief, und in den Sümpfen versanken wir bis an die Achseln. Dazu kamen die vielen Moskitos, die uns selbst in der Nacht keine Ruhe ließen. Überdies waren nicht alle Flüsse mit der bloßen Hilfe von Seilen überschreitbar, denn die gurgelnden gelben Fluten mancher dieser Gewässer waren so tief geworden, daß wir erst rohe Brücken herzustellen gezwungen waren.

Während wir an einem Arm des Mukondokua gerade mit Brückenschlag beschäftigt waren, bemerkte ich plötzlich zu meinem Schreck, daß Kodschar, ein junger Bursche, aus Ubereifer oder Tollheit Livingstones Blechkiste mit dessen Briefen und Tagebuch — das wertvollste Gut der ganzen Expedition — auf den Kopf nahm und damit in den Fluß ging. Auf einmal fiel er in ein tiefes Loch, und Mann und Kiste verschwanden mir aus den Augen, so daß ich über das den unersehblichen Schriften drohende Schicksal in Verzweiflung geriet. Zum Glück erholte er sich wieder und kam herauf, während ich, einen auf seinen Kopf gezielten Revolver in der Hand, ihm zurief: „Nimm dich in acht! Wenn du diese Kiste fallen läßt, wirst du sofort erschossen!“ Sämtliche Leute hielten bei ihrer Arbeit inne und blickten auf ihren durch die Flut und die Kugel zugleich gefährdeten Kameraden. Der Bursche selbst schien den Revolver mit dem größten Schrecken anzusehen, und nach einigen verzweifelten Anstrengungen gelang es ihm, die Kiste glücklich an das Ufer zu bringen. Die darin befindlichen Gegenstände hatten keinen Schaden erlitten; daher kam Kodschar ohne Strafe davon, er wurde aber gewarnt, unter keinen Umständen die Kiste wieder anzurühren, die nun dem sicherfüßigen Bagasi Nganga zur Aufbewahrung übergeben wurde.

Bei späteren ähnlichen Gelegenheiten verfiel ich auf den Gedanken, die wertvolleren Güter bei Flußübergängen



„Nimm dich in acht!“

an langen Stangen hoch in der Luft von den Leuten tragen zu lassen. Diese Art der Beförderung bewährte sich ausgezeichnet, und ich wunderte mich nur, nicht schon früher auf diesen einfachen Ausweg verfallen zu sein.

Da die Wasserfluten vom Himmel und auf der Erde täglich stärker zunahmen, ordnete ich an, zehn Tage lang, bis zum 25. April, in Reheneto zu lagern, um das Aufhören des Regens abzuwarten, und erst dann über den vor uns liegenden Makatastrom zu setzen. Aber wir sahen beim erneuten Aufbruch nur zu bald, daß das eine ganz ungenügende Zeitspanne war, denn die Wasser hatten noch keine 10 Zentimeter abgenommen. Eine nochmalige Rückkehr zum Lager hatte indessen keinen Zweck, und trotz der fürchterlichsten Schwierigkeiten erzwangen wir uns den Übergang. Beim Dorf Rigongo, in der Nähe des Wamiflusses, vereinigten sich vier angeschwollene Ströme zu einem. Hier war selbst das Wasser noch besser als der fürchtbare Schmutz und die Haufen verwesender Pflanzen, die gegen die Einzäunung des Dorfes getrieben wurden. Bald waren wir bis an die Schultern im Wasser; dann ging letzteres wieder bis an die Knie, darauf reichte es uns wiederum bis an den Hals. Schließlich blieb uns nichts übrig als zu schwimmen; dies ging aber sehr langsam vor sich, da die Strömung sehr reißend war. Doch taten der gute Wille, hohe Belohnungen, Geldgeschenke und das lebhafteste Bewußtsein, daß wir uns der Heimat näherten, Wunder. In einigen Stunden waren wir am andern Ufer.

Am 29. April überschritten wir den Ungerengeri. Als wir nach Simbamwenni, der „Löwenstadt“ von Useguha, kamen, welche Veränderung erblickten wir da! Der überflutende Strom hatte die vordere Mauer der stark umwallten Stadt vollständig fortgeschwemmt und etwa ein halbes Hundert Häuser zerstört. Die Dorfschaften an den Abhängen der Muguruberge hatten ebenfalls schwer gelitten. Wenn

ein Viertel der Berichte, die uns mitgeteilt wurden, auf Wahrheit beruhte, so mußten wenigstens hundert Menschen umgekommen sein. Die Sultanin war geflohen, und die Festung Kisabengos war nicht mehr! Ein tiefer Kanal, den der Häuptling hatte graben lassen, um einen Arm des Ungerengeri in die Nähe der Stadt zu leiten, die sein Stolz war, hatte Simbamwenni zugrunde gerichtet. Nach der Zerstörung des Ortes hatte sich der Fluß ein neues Bett, ungefähr 300 Meter von der Stadt, gebildet. Was uns am meisten in Erstaunen setzte, waren die Massen von Trümmern, die überall in Haufen dalagen, und die große Anzahl von Bäumen, die niedergestreckt waren. Sie schienen sämtlich in derselben Richtung zu liegen, als ob ein starker Wind von Südwesten gekommen wäre. Das Ungerengerital war vollständig verändert: aus einem Paradiese war es zu einer furchtbaren Wüste geworden.

37. Der letzte Marsch.

Wir setzten unsern Marsch bis nach Ulagalla fort, und bei unserer Weiterreise wurde es uns klar, daß ein ungewöhnlicher Sturm über das Land hingefahren war, denn die Bäume lagen an einigen Stellen wie in Schwaden. Je weiter wir kamen, desto deutlicher zeigten sich die verheerenden Wirkungen jenes furchtbaren Orkans, der nach den Worten des Herrschers von Mussudi fast 100 Dorfschaften fortgefegt hatte. Der Tod hatte sich in Gestalt einer ungeheuren Wassermasse, die wie eine Mauer auf die Bewohner niederstürzte, eingestellt und mit einem grausen Schläge Zerstörungen von unübersehbarem Umfang verursacht.

Am 30. April reisten wir, an Msuwa vorbei, rasch durch die Dschungeln, zu deren Überwindung wir das Äußerste unserer Kraft und Energie hergeben mußten. Welch schreckliche, unbeschreibliche, ekelerregende Dünste erzeugt doch dieses Didiht! Es ist so dicht, daß ein Tiger nicht hindurch-

frischen, und so undurchdringlich, daß selbst ein Elefant es mit ganzer Kraft nicht durchbrechen kann. Wenn man die hier von uns eingeatmeten Miasmen kondensieren und in eine Flasche füllen könnte, wärd tödliches, augenblicklich wirkendes, in seinen Eigenschaften unenträtselbares Gift würde dies sein! Ich glaube, es würde rascher als Chloroform und tödlicher als Blausäure wirken.

Alle Schreden finden sich daselbst beisammen: Boas über unsern Häuptern, Schlangen und Skorpione zu unsern Füßen; Landkrabben, Schildkröten und große Eidechsen bewegen sich in unserer Nähe; Malaria steckt in der Luft, die wir atmen; der Weg ist von bissigen Ameisen heimgesucht, die uns die Beine so zerstechen, daß wir uns wie Tolle krümmen und tanzen.

Unser energischer Wille zum Überwinden der schier über Menschenkraft gehenden Hindernisse brachte aber auch die Dschungeln bald hinter uns, und am 1. Mai waren wir in Ringaru Hera, am 2. in Rosako. Hier erwarteten mich ein paar meiner Schnellläufer, die ich schon am 13. April nach Sansibar vorausgeschickt hatte, mit Zeitungen, Fruchtsäften und andern guten Dingen. In einer der Zeitungen fand ich unter anderm mehrere Auszüge aus verschiedenen Äußerungen der Presse über meine Afrikareise, aus denen ich ersah, daß viele Schriftleitungen die Expedition als eine Fabel ansahen. Leider ist sie für mich, im Gegenteil, eine sehr ernste Tatsache gewesen, eine Tat, die mit Entbehrungen, Krankheit, ja fast mit dem Tode verknüpft gewesen. Achtzehn meiner Leute haben dieses Unternehmen mit dem Tode bezahlt.

Der 4. Mai sah uns bei Ringweres Fähre, dem letzten Hindernis vor der Küste. Die zu überwindende Wasserfläche war zu einer wenigstens $6\frac{1}{2}$ Kilometer breiten Ebene angeschwollen, so daß es Mühe kostete, Ringwere überhaupt von unserer Ankunft in Kenntnis zu setzen. Schließlich war

aber auch dies geschehen, und ein Fünfdollarstück verhalf uns zu einer raschen Überfahrt. Jetzt nahmen wir einen Schritt an, den ich bei meiner Karawane nie zuvor gesehen hatte. Die Empfindungen jedes einzelnen sind außerordentlich gespannt, was sich durch eine gewisse Lebhaftigkeit, ich möchte sagen, ein jähes Ungestüm der Bewegungen kundtut. Meine Gefühle entsprechen genau den ihrigen, und ich bin durchaus nicht zu stolz, die große Freude, die sich meiner bemächtigt hat, einzugestehen. Denn es erfüllt mich mit Stolz, daß ich die Sache glücklich zu Ende geführt habe. Ehrlich gesprochen, ich bin dadurch nicht einmal so freudig erregt als durch die Hoffnung, morgen an einer reich mit den guten Dingen dieser Welt besetzten Tafel zu sitzen. Welche Freude werde ich an Schinken, Kartoffeln und gutem Brot haben! Wer es nicht begreift, mag es abwarten, bis er durch zehrenden Hunger und grobe, Ekel erregende Nahrung zu einem Skelett abgemagert ist; bis er durch einen Matatasumpf gewatet und, wie wir, in Wasser 840 Kilometer marschiert ist: dann wird auch er gute Speisen für etwas Göttliches halten.

Am 6. Mai waren wir endlich in Bagamojo. Der Führer stieß mächtig ins Horn, während sich Eingeborene und Araber um uns drängten. Die amerikanische Fahne, deren Sterne über dem Wasser des großen Sees in Mittelafrika geflattert, die dem durch Unglück in Udjidji dem Untergang nahegebrachten Livingstone Hilfe versprochen, — sie kehrte zerfetzt und zerrissen, aber nicht entehrt ans Meer zurück.

Als wir in die Mitte der Stadt kamen, sah ich auf den Stufen eines großen weißen Hauses einen jungen Weißen in Flanellkleidern. Er begrüßte mich mit einem Glückwunsch zu meinem „glänzenden Erfolge“. Es war der britische Marineleutnant William Henn, der mit Leutnant Dawson, Missionar New und Oswald Livingstone, dem zweiten Sohn des Doktors, von der Königlichen Geographischen

Gesellschaft zur Auffindung und Unterstützung des berühmten Forschers nach Afrika ausgesandt worden war. Dieser Zweck war inzwischen von mir erreicht worden: ich hatte, um mit Hennis Worten zu reden, der britischen Expedition „den Wind abgefangen“. Nichtsdestoweniger vertrat ich die Ansicht, daß Oswald Livingstone so bald als möglich zu seinem Vater stoßen müsse, um ihm die Sachen und Leute, auf die er in Unjanjembe wartete, zuzuführen.

Als ich mich am Abend auf das bequeme Bett warf, wie seufzte ich da erleichtert auf beim Gedanken: „Gott sei Dank, das Marschieren ist nun zu Ende!“

38. Abschied von Afrika.

Am 7. Mai nachmittags traf das Schiff, das meine Expedition nach Sansibar zurückführte, im dortigen Hafen ein, — von vielen Europäern, die die Hausdächer und den Landungsplatz besetzt hatten, anscheinend mit Spannung erwartet.

Freundschaftlich begrüßt und zum Erfolg meiner großen Reise beglückwünscht, lernte ich bald auch die übrigen Mitglieder der englischen Livingstoneexpedition kennen.

Als ich mich am Abend in einem Spiegel betrachtete, fand ich mich schrecklich abgezehrt. Jedermann bestätigte meine Ansicht, daß ich viel älter geworden und mein Haar ergraut sei. Manche hatten mich überhaupt nicht erkannt, bis ich meinen Namen sagte.

Am Tage nach meinem Eintreffen in Sansibar entließ ich meine Leute, von denen mir ein jeder vertraut geworden war. Da sie sich sämtlich von Udjidji bis zur Küste vorzüglich aufgeführt, bedachte ich sie gerne mit besonderen Geschenken. Zwanzig der Besten von ihnen warb ich gleich für Livingstone an.

Im übrigen ging die Beschaffung des Personals für die von Livingstone in Unjanjembe erwartete Karawane

unter der tätigen Mitarbeit seines Sohnes Oswald rasch vorwärts. Der letztere hatte sich, als die britische Expedition infolge meines günstigen Reiseergebnisses gegenstandslos geworden war, sofort bereit erklärt, sich der von mir zusammenzustellenden Hilfskarawane anzuschließen. Am 19. Mai dagegen änderte er plötzlich seinen Entschluß und erklärte mir schriftlich, daß er aus Gründen, die er für ausreichend halte, nicht nach Unjanjembe gehen werde. Unter diesen Umständen war es meine Pflicht, den Befehlen Dr. Livingstones nachzukommen und ihm einen guten, tüchtigen Führer, einen Araber, zu besorgen. Das gelang mir auch in wenigen Stunden, ebenso wie die Werbung der übrigen noch fehlenden Leute. Ich überwachte persönlich ihre Abreise nach Bagamojo.

Vor dem Abschied hielt ich folgende Anrede an meine alten Gefährten: „Ihr steht jetzt im Begriff, nach Unjanjembe zum ‚Großen Meister‘ zurückzukehren. Ihr kennt ihn; ihr wißt, daß er ein guter Mann ist und ein gütiges Herz hat. Er ist anders als ich, er wird euch nicht so schlagen, wie ich es getan. Aber ihr wißt doch auch, daß ich euch alle belohnt, euch alle mit Tuch und Geld reich gemacht habe. Ebenso wißt ihr, wie ich stets euer Freund gewesen bin, wenn ihr euch gut aufführtet. Ich habe euch reichliche Nahrung gegeben. Wenn ihr krank waret, habe ich mich um euch bekümmert. Wenn ich nun schon so gegen euch war, so wird es der Große Meister um so viel mehr sein. Er hat eine liebliche Stimme und spricht freundlich. Wann habt ihr je seine Hand gegen einen Frevler sich erheben sehen? Wenn ihr Böses getan, so sprach er nicht böse, sondern nur traurig zu euch. Wollt ihr mir nun, jetzt versprechen, ihm zu folgen, ihm in allen Dingen zu gehorchen und ihn nicht zu verlassen?“

„Das wollen wir, das wollen wir, Herr!“ riefen sie alle eifrigt.

„Dann bleibt noch eins übrig. Ich wünsche euch allen die Hand zu drücken, ehe ihr fortgeht und wir uns auf immer trennen.“ Alle stürzten sogleich auf mich zu, und wir schüttelten uns gegenseitig kräftig die Hände.

„Jetzt nehme ein jeder seine Last auf!“

Ich führte sie nun auf die Straße und an den Strand, sah, wie sie alle eingeschifft und die Segel aufgehißt wurden und wie das Schiff westwärts, nach Bagamojo abfuhr.

Es war mir sonderbar zumute, und ich fühlte mich verlassen. Meine schwarzen Freunde, die so viele Hunderte von Meilen mit mir gereist, so viele Gefahren mit mir geteilt hatten, waren fort, und ich war allein. Werde ich wohl je eins ihrer freundlichen Gesichter wiedersehen?

Nichts hielt mich mehr in Sansibar zurück, und am 29. Mai fuhr ich in dem dem deutschen Konsulat gehörigen Dampfer „Afrika“ von Sansibar nach den Gesellen; und nach einmonatigem herrlichem Aufenthalt ging es weiter über Aden nach Marseille. —

Ein Reisender fühlt sich oft veranlaßt, das schwere Wort des Abschieds wiederholen zu müssen. Während des Verlaufs des Marsches habe ich vielemal Lebewohl gesagt: den Wagogo mit ihrer wilden Unverschämtheit; Mionvu, dessen Brandschakungen mich so erregten; den Wavinsa, deren lärmendes Gezänk oft böse Feindseligkeiten hervorzurufen drohte; den ungastlichen Warundi; den arabischen Sklavenhändlern und Mischlingen; allen Fiebern, den bössartigen wie den einmaligen; den Lachen und Sümpfen des Makata; den Bitterwassern und öden Ebenen; meinen eigenen schwarzen Freunden und Nachfolgern und dem heldenhaften Reisenden und christlichen Ehrenmann David Livingstone.

Mit den herzlichsten Wünschen sage ich daher jetzt auch allen denen, die meinen Fußstapfen auf diesen Blättern gefolgt sind, Lebewohl!



Alte Reisen und Abenteuer

Bisher erschienen:

- | | |
|---|---|
| Bd. 1 fernão de Magalhães , Die erste Weltumsegelung. Bearbeitet von Dr. S. Plischke | Bd. 8 Hans Egede , Die Erforschung von Grönland. Bearbeitet von Dr. M. Seydric |
| Bd. 2 Ulrich Schmidel , Abenteuer in Südamerika. Bearbeitet von Curt Cramer | Bd. 9 Hernando Cortes , Die Eroberung von Mexiko. Bearbeitet von Dr. S. G. Bonte |
| Bd. 3 J. Cook , Die Suche nach dem Südländ. Bearb. v. Dr. S. Damm | Bd. 10 Francis Drake , Als Frei-
beuter in Spanisch-Amerika.
Bearbeitet von Dr. S. Damm |
| Bd. 4 Peter Kolb , Zum Vorgebirge der Guten Hoffnung. Bearbeitet von Dr. P. Germann | Bd. 11 Marco Polo , Am Hofe des Großkhans. Reisen in Hoch-
asien und China. Bearbeitet
von Dr. A. Serrmann |
| Bd. 5 Christoph Kolumbus , Die Entdeckung Amerikas. Bearbeitet von Dr. S. Plischke | Bd. 12 Mungo Park , Vom Gambia zum Niger. Bearbeitet von Dr. P. Germann |
| Bd. 6 Kapitän Philipp , Gründung der Straffolonie Sydney. Bearbeitet von Dr. A. Plischke | Bd. 13 Vasco da Gama , Der Weg nach Ostindien. Bearbeitet von Dr. S. Plischke |
| Bd. 7 Carl Friedrich Behrens , Der wohlberufte Südländer. Reise um die Welt 1721/22. Bearbeitet v. Dr. S. Plischke | Bd. 14 Francisco Pizarro , Der Sturz des Inkareichs. Bearbeitet von Dr. S. G. Bonte |

Reisen und Abenteuer

Bisher erschienen:

- | | |
|---|--|
| Bd. 1 Sven Hedin , Abenteuer in Tibet | Bd. 17 Sinar Mikkelson , Ein arktischer Robinson |
| Bd. 2 Sven Hedin , Transhimalaja | Bd. 18 H. M. Stanley , Mein erster Weg zum Kongo |
| Bd. 3 Kapitän Scott , Letzte Fahrt (Scotts Tagebuch) | Bd. 19 Sven Hedin , General Drschewalkij in Innerasien |
| Bd. 4 Georg Schweinfurth , Im Herzen von Afrika | Bd. 20 Sven Hedin , Meine erste Reise |
| Bd. 5 H. M. Stanley , Wie ich Livingstone fand | Bd. 21 H. M. Stanley , Auf dem Kongo bis zur Mündung |
| Bd. 6 Kapitän Scott , Letzte Fahrt (Abenteuer der Gefährten) | Bd. 22 Henry S. Landor , Auf verbotenen Wegen |
| Bd. 7 Sven Hedin , Durch Asiens Wüsten | Bd. 23 Sven Hedin , An der Schwelle Innerasiens |
| Bd. 8 Sven Hedin , Zu Land nach Indien | Bd. 24 Otto Sverdrup , Neues Land |
| Bd. 9 A. S. Noränskiöld , Umsegelung Asiens und Europas | Bd. 25 Hans Meyer , Sochtouren im tropischen Afrika |
| Bd. 10 H. M. Stanley , Im dunkelsten Afrika | Bd. 26 Douglas Mawson , Leben und Tod am Südpol |
| Bd. 11 Georg Wegener , Erinnerungen eines Weltreisenden | Bd. 27 Arthur Berger , Auf den Inseln des ewigen Frühlings |
| Bd. 12 Gustav Nachtigal , Sahara und Sudan | Bd. 28 Vilhjalmur Stefansson , Jäger des hohen Nordens |
| Bd. 13 Ernest Shackleton , Im sechsten Erdteil | Bd. 29 Prinz Max zu Wied , Unter den Rothäuten |
| Bd. 14 Walter von Rummel , Sonnenländer | Bd. 30 Emil Holub , Elf Jahre unter den Schwarzen Südafrikas |
| Bd. 15 W. H. Gülder , Untergang der Jeannette-Expedition | Bd. 31 L. V. Mansilla , Die letzten wilden Indianer der Pampa |
| Bd. 16 Slatin Pascha , Feuer und Schwert im Sudan | |

Jeder Band enthält 160 Seiten Text, etwa 30 Abbildungen und 2 Karten, ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich. / Beide Sammlungen werden fortgesetzt / Ausführliche Prospekte auf Verlangen kostenlos

Verlag S. A. Brockhaus / Leipzig

27917